

OPEN POEMS OPEN WRITING

07/08

TEXTE AUS DEN LITERATURWERKSTÄTTEN DES

OPEN MIKE

OPEN POEMS OPEN WRITING 07/08

OPEN POEMS

Worte von Björn Kuhligk

9

Sabine Herter	12	Einer bockt immer!
	12	Julius
	13	Auf Biegen und Brechen
	13	Drei Strophen
Linda Kerstin	16	Der große Schaukampf Leben
	16	blitz.
	17	mein
Katharina Kollmann	20	Über meine Leiche
	21	Wär gern zwei und du weg
	22	stein im schuh
	23	Für einen, der niemals geht
Linda Kübke	26	<i>Bedarf es Worte</i>
	26	<i>Hand die wandert</i>
	27	<i>Und die Zukunft hat noch nicht begonnen</i>
	27	<i>Und sie haben doch</i>
Nina Reichert	30	fliegende hunde
	30	unterm fenster beginnen die tage
	31	schälversuch
	32	leere menge
Friederike Scheffler	34	Quastenflosser
	34	<i>ich schreie mit</i>
	35	<i>ich habe Angst</i>
	35	Katzenwäsche

OPEN WRITING

Worte von Markus Orths

39

Natascha Backes	40	Auszug aus der Satire <i>Monotheisten-Meeting</i>
Amélie Barucha	46	Anfang der Erzählung <i>Adam</i>
Kerstin Böttcher	50	Auszug aus der Erzählung <i>verflucht</i>
Christian Engel	58	Auszug aus der längeren Erzählung <i>Möbus</i>
Zora Jane Klan	64	Auszug aus der Erzählung <i>Freigeist</i>
Janina Schreckenberger	70	Wanderer
Larena Schwarzenberger	74	Selbstfindung
Rita Tiemann	80	Aus der Traum
Nicole von Horst	84	Auszug aus einem Romanprojekt

Impressum

92

Der Ursprung des Schreibens liegt in den mündlichen Traditionen des Dichtens und Erzählens. Dies sind kollektive Kulturtechniken der Gemeinschafts- und Sinnstiftung.

Auch in dieser Tradition sehen sich die Schreibwerkstätten open poems für Lyrik und open writing für Prosa, die seit 2006 gemeinsam von der Literaturwerkstatt Berlin, dem Literaturhaus Frankfurt und der Crespo Foundation jährlich in Berlin für Lyrik und in Frankfurt am Main für Prosa veranstaltet werden. Frühere Preisträger des Literaturwettbewerbs open mike, mittlerweile erfolgreiche Erzähler und Lyriker, geben dabei ihr Wissen und ihre Erfahrung an eine jüngere Generation weiter.

Den Autoren und diesjährigen Leitern der Schreibwerkstätten, Björn Kuhligk für open poems und Markus Orths für open writing, gilt unser Dank. Beide haben über einen Zeitraum von sechs Monaten 15 junge Menschen zwischen 17 und 21 Jahren intensiv bei ihrem Schreibprozess begleitet. Sie haben Texte gemeinsam geschrieben, sich gegenseitig vorgelesen, diskutiert, auch kritisiert und haben dabei die Entdeckung gemacht, dass dieser Austausch hilfreich und beflügelnd sein kann.

Dass die Schreibwerkstätten fruchtbar sind, das haben uns Björn Kuhligk und Markus Orths in Gesprächen berichtet.

Lehrer wie Schüler, Dozenten und Teilnehmer – alle waren von der großen Bereitschaft der Beteiligten, sich gegenseitig voranzubringen, positiv überrascht. Und wir freuen uns, dass beide Autoren auch im nächsten Jahr wieder die Leitung einer Schreibwerkstatt übernehmen werden.

Und was erwarten wir, die Kooperationspartner der zwei Schreibwerkstätten, von dieser Ergänzung eines Literaturwettbewerbs, der als Starthilfe für junge Autoren gedacht ist? Wir würden uns freuen, wenn der eine oder andere Teilnehmer das Schreiben zu seinem Beruf, seiner Berufung erklären, vielleicht später einmal einen Text beim open mike präsentieren sollte. Aber wir werden es auch als Erfolg verbuchen, wenn die Teilnehmer der Werkstätten ihre Urteilsfähigkeit und ihre Sprachfähigkeit ausbauen und langfristig zu leidenschaftlichen, fordernden und kritischen Lesern werden. Denn als solche werden sie nicht nur Käufer von Büchern, sondern auch Liebhaber von Literatur und Gesprächspartner außerhalb des Betriebs.

Der vorliegende Band dokumentiert einige der in den Werkstätten geschriebenen Texte als Manuskripte. Vielleicht motivieren sie den einen oder anderen jungen Leser, sich selber einmal schreibend auszuprobieren. Wir würden uns sehr freuen, ihn dann bei einer der nächsten Schreibwerkstätten als Teilnehmer begrüßen zu können.

THOMAS WOHLFAHRT
LITERATURWERKSTATT BERLIN

MARIA GAZZETTI
LITERATURHAUS FRANKFURT

KARIN HEYL
CRESPO FOUNDATION

OPEN POEMS

MIT BJÖRN KUHLIGK

Sabine Herter

11

Linda Kerstin

15

Katharina Kollmann

19

Linda Kübke

25

Nina Reichert

29

Friederike Scheffler

33

Ich schreibe Gedichte, um mich in der Wirklichkeit zu orientieren. Ich betrachte sie als trigonometrische Punkte oder als Bojen, die in einer unbekanntem Fläche den Kurs markieren Günter Eich

Eine saß auf der anderen Seite der Straße in einem Hauseingang. Eine auf einem Geländer, mit dem Rücken zur Kreuzung. Eine drehte sich hin und wieder, als suche sie nach jemandem. Eine verschwand nach vier Minuten, sie sei inspirationslos, sagte sie und ging. Eine setzte sich zu ihrer Freundin, die als Zuhörerin gekommen war, in ein Café, das direkt an der Straßenkreuzung liegt, und trank Kaffee. Eine war verschwunden. Ich reckte den Hals, doch entdeckte ich sie nicht mehr, sie tauchte später wieder auf. Das ist die kurze Situationsbeschreibung einer Schreibaufgabe, die darauf zielte, sich direkt und ohne Zwischenboden in einem Material zu befinden, nämlich dieser Straßenkreuzung und aus all den Dingen, die auf einer solchen Kreuzung passieren können, ein Gedicht zu machen. Das allein mag andeuten wie unterschiedlich die Herangehensweise an das Gedicht, an das vorgefundene Material ist und auch wie man sich dieses Material denkend und schreibend zu eigen machen kann.

Wir haben uns vierzehntägig über den Zeitraum von acht Monaten in den Räumen der Literaturwerkstatt Berlin getroffen. Wir haben an Gedichten gearbeitet, in dem wir Gedichte gehört haben (das jeweilige Gedicht wurde erst von dem Autor vorgelesen, dann von jemand anderem, um eine andere Lesart auf sich wirken zu lassen, die ein Gedicht auch verändern kann) und diese Gedichte haben wir anschließend gelobt, kritisiert, Verbesserungsvorschläge gegeben und haben uns immer wieder in Dinge verheddert, wie z. B.: Darf man das so schreiben, versteht das der Leser, schreibt man auch für den Leser oder erst einmal nur für sich, ist das nicht eher Prosa

als Lyrik und woher kommt dann dieser Eindruck, und was ist überhaupt ein Gedicht?

Dieses Verheddern gehört zu den wichtigsten Dingen, die schlichtweg nötig sind, wenn man schreibt. Plötzlich kristallisiert sich daraus eine Haltung, ein persönliches und ästhetisches Positionieren, was unbedingt notwendig ist, wenn man sich auf ein Glatteis wie das des Dichtens begibt, einer Sache, die viel zu oft beschmunzelt wird, die man leider viel zu oft erklären muß, warum man das macht, ja, warum?

Meistens, so aus meiner Erfahrung und der befreundeter Lyriker, weiß man nie, was man darauf antworten soll. Ich habe es schon mit dem Gleichnis versucht, daß andere eine Modelleisenbahn im Keller haben, oder andere wieder Sport machen, vielleicht ist es grob gesagt eine Mischung aus beidem. Ein kontemplativer, hektischer oder alltäglicher Vorgang, in dem man sich selbst versichert und sich vor allem auch die Welt und seine direkte Umwelt besser erschließt. Nicht mehr und nicht weniger. Und schließlich ist das Gedicht – so finde ich – das Großartigste, was in der Literatur zu schaffen ist. Es kann eine kleine Geschichte erzählen, es kann Gefühls- oder Denkkustände beschreiben, es kann Sprache zerfleddern, Sinnzusammenhänge zerstören und anders wieder zusammenfügen, es vermag da ansetzen, wo das normale Sprechen, was man untereinander praktiziert, aussetzen würde, weil es schlichtweg sehr genau, präzise ist, es schwafelt nicht, es lamentiert nicht. Derjenige, der ein Gedicht schreibt, setzt die Worte bestenfalls aus einer inneren Notwendigkeit genau so zueinander, weil sie anders gar nicht stehen dürfen und können.

BJÖRN KUHLIGK

SABRINA HERTER

Einer bockt immer!

12

Julius

12

Auf Biegen und Brechen

13

Drei Strophen

13

Einer bockt immer!

Despoten aller Länder:

Fürchtet Euch!

Wir wissen, wie man Menschen tötet.

Eine Frage des politischen Willens,

dieser Prozess der Selbstreinigung.

Das alte Modell ist asozial,

hart, und dazu noch unfair.

Sag mir, wo die Hippies sind.

Die Hölle ist grün.

Jeder hat das Recht auf eine Tragödie.

Die Apo in roten Roben,

der fremde Eroberer, eine Partei ohne Land.

Je eher Schluss ist,

desto besser!

Auf einmal rufen alle nach Mama Staat.

Hör zu, Fliege.

Lügen Sie, aber lügen Sie richtig!

Demokratie neu denken

ohne Furcht vor den Schikanen.

Freiheit, die ich meine.

Anfassen verboten!

Julius

Kennst vielleicht die Geschichte

vom eitlen Vogel,

mit Bommeln am Kleid,

früher mit langem Haar,

der sich mit einem Finger kratzte.

56 Jahre, dann fand er den Tod.

Warf zuvor noch die Würfel

um nicht Zweiter zu werden.

Sein Leben,

das war ja Gewalt.

Nur einmal war er mir nah,

nach dem Lesen über Alexander,

als um sein Leben

er weinte.

Auf Biegen und Brechen

Beim Gehen
da
als die Logik zerbricht
wenn der Einbeinige
aus dem Bus humpelt
isst ein anderer Eis
Auf dem Wasser tanz das Licht
ein Kind
hinter meiner Bank
beim Eis essen
Wenn das Licht sich bricht
dann fehlt eine Farbe
da
vor meiner Bank
ist es Teilchen und Welle.
An Tagen
wo auch anderes
bricht
sich die Rippen
ein Einbeiniger

Drei Strophen

Enttäuschung auf dem ersten Blick,
hatte doch eigentlich anderes erwartet.
Wer konnte ahnen,
dass ein Faktum mich mehr einfängt,
als ein Regime aus zwischenmenschlicher Nähe.

Hatte kein Auge für Gestik,
hilflose Unterstreichungen,
so starr wie ein Metrum.
Dumpfes Fühlen, aber
Ein Gewittersturm im Geiste.

Ich beehre meine Idee von dir,
aber dich erfasse nicht.
Der Platz zwischen Wunsch
Und Realität gebührt mir.

LINDA KERSTIN

Der große Schaukampf Leben

16

blitz.

16

mein

17

mein herz pocht auf der tiefe im meeresgrund
fabelwesen schwimmen zierlich an meinem erkalteteten auge
vorbei
feingliedrige wasserspinnne saugt schlüpfrig an
wasserteilchen der fortbewegung
abstrakt federt der thunfisch an meinem hosenbein vorbei
unanschaulich zeigt sich die luftig durchsichtige qualle
brennend kühl unwirsch
nicht wahrnehmbar schläft der acht meter große krebs neben
dem stein
an meinem ohr.
seine zangen rotglühend bohren sich tiefseeartig in
mein hirn.

KATHARINA KOLLMANN

Über meine Leiche
20

Wär gern zwei und du weg
21

stein im schuh
22

Für einen, der niemals geht
23

Über meine Leiche

Man bildet Zweiergruppen heute
Arschkuh neben Arschkühin
Wandertag fürs Wochenende
Kurort für hippe Friedrichsgreise
Man produziert Achselschweiß
mehr als früher
und wird trotzdem händchengelassen
das moderne Märchen gegen kollektive Einsamkeit:
Es war einmal
Und wenn man nicht geliebt wird
Dann stirbt man noch heute.
Ich zwischen vielen Zweien
Gerade dabei mich auch zu verwerten
Das muss durchdacht sein.
Man versteckt Problemzonen
Alle die gleichen: Bauch, Beine, Hüften
Ich beharre stur darauf
Nur meine Füße zu verschweigen
Sie sind an mir die Ältesten
aber von Weisheit keine Spur.
Keine Spur auch von guten Witzen
Um den kreisrunden Tisch
Will Revolution,
aber alle Wörter fliehen vor spießiger Präorgienstimmung:
Ich ritze was in den Tisch und es ist
IKEA
Eine schlicht gekleidete Schlichthaarige öffnet schlicht
das Fenster
Man ist sich einig:
Die hat Klasse
So sagt man das
und verschweigt,
was hier gerade passiert
Alle wissen wonach es stinkt
Auch das Rauchen dass einem wenigstens geblieben ist
Kann es nicht verstecken
Ich geh aufs Klo und springe aus dem Fenster
1.Stock, nur mal fürs Gefühl
mit Abschiedsbrief auf dem steht: Abschiedsbrief
Der Geist leert sich
Durchs viele *Rettesichwerkann*
Aber endlich weiß ich alles, was zu wissen geht:
Wenn ich schon erwachsen werden muss
Dann doch bitte über meine Leiche

Wär gern zwei und du weg
wär gern sieben und du fünf,
kann ich bei euch mitmachen.
frage nicht, behaupte,
wie man etwas behauptet,
an das man sich erinnert,
obwohl man nur geträumt hat.

aber du kannst ja auch nicht nein sagen,
ich geh schon zur schule
und auch so würde ich deine gummisoldaten abfackeln
dann zieh ich die streichholzschachtel
aus meiner brüderzerlöcherten hosentasche.
und brüder habe ich übrigens auch,
drei und alle riesengroß.

vielleicht ist das ja gar nicht nötig,
vielleicht hast du ja sogar spaß:
lauter leichenkeller und artenvielfalt
und was ich sonst schon alles gesehen habe
in den zwei Jahren
an die du noch nicht mal glaubst.

wär gern neun und du sieben
erzähl dir dann die wahrheit,
du sollst sie erfahren:

dass ostern langweilig ist
und der weihnachtsmann eine lüge
dass unsere muttis sterben
und danach wir und wir uns alle nie wieder sehen
und was man wirklich alles machen muss
um kinder zu bekommen

wenn du dann endlich weinst,
duhastjamich

am liebsten fünf und du drei
mit dem Beeebi will ich nicht spielen
das sag ich nicht, singe,
so, wie man eben singt, wenn langsam ein platz frei wird

stein im schuh

ich halte deine hand
erhoben zur faust
denn ohne schlagkraft
ist meine
und deine
schon ganz schwarz
weil du ständig brennst
und wenn du ausgehst
zünd ich dich wieder an

das sind die bösen hexen
in meinem bauch
die wenn sie groß sind
mal metastasen werden wollen

mir tut das leid
aber mit dir hassen
ist die zweifelsfreiste liebe
die ich kenne
denn sie ist jugendliebe

und wenn ich dich mitnehme
in meinen dunklen
märchenwald
(Ich = Stiefmutter
Welt = schneewittchen und die 6 mrd zwerge)
geht es sogar
da zu sein

und unser witz
unendlich variabel
verschwört uns und
nur verschworen
sind wir teilbar
nur als stein im schuh spürbar

Für einen, der niemals geht

Man hört von grau und Geschäftsterminen
Ich lache, krampfe, bin ne Falte
Ich bin nie zu Terminen erschienen
Sodass ich von heulen auf kichern umschalte

Für einen, der niemals geht,
Isser aber ganzschön fahl.
Für eine, die sich nie umdreht,
Is, was war ganzschön banal

Alt und reich isser geworden
Nichts für eine, die Eltern sucht
Kalt und bleich bin ich gestorben
Nichts für ein eitles Leichentuch

Für einen der niemals geht,
Isser aber ganzschön weg.
Für eine, die sich nie umdreht,
Is das hier ein schlechtes Versteck.

Doch wohin soll man gehen ohne Füße?
Es ist auch jeder Zug schon voll.
Und wie soll man gehen ohne Grüße?
Tja Gelten: laut wie'n Dorfproll.

LINDA KÜBKE

Bedarf es Worte

26

Hand die wandert

26

Und die Zukunft hat noch nicht begonnen

27

Und sie haben doch

27

Bedarf es Worte um zu verstehen?

Ein Lächeln soviel schwerer wiegt. Doch unbedacht und
übersehen weilt gierig, was nur Ungeduld vermag.
Und nebenbei die Füße treten, wo liebevoll die Hand erwartet.
Im Schweigen gehorsam, weil Träume dann täuschen.
Und Vergebung errettet was Worte getan.

Hand die wandert bleibt nicht stehen. Weil morgen woanders
-achtung - die Sehnsucht ruft. Und hinter den Bergen, die
vor Tälern thronen, spielen Kinder mit Blicken die niemand
zu deuten vermag. Das Leben fragt nicht und lässt sie
spielen. Doch einst, wenn sie erwachsen, die Sonne ihre
Strahlen schickt und die Ohren nicht mehr gebeugt sind,
bricht aus den Tälern ein Lächeln hervor. Bleibt flüsternd
die Ahnung nicht vergebens gekämpft.

Doch begegne ich dir im Dickicht der Nacht, wenn über dem
Großen der Sturm aufsteigt, bleibt einzig der Versuch zu
erkennen, warum die Nachtigall nicht mehr singt.
Es wird keinen Morgen geben, denn die Nacht ist nicht ver-
gangen. Der Sommer ist vorüber und die Flocken fallen.
Eine Kälte in Gedanken. Eingefroren. Zum Schmelzen zu
schwach.

Beruhigung. Im Schreiten, dass nicht vorangehen lässt.

Begreifen. Im Blick der nach hinten gerichtet und nie-
mals ewig währt.

So bleibt der Weg dennoch der selbe und die Zeit, die uns
das Leben reicht.

Es vermag die Zuversicht,
dass nichts verloren dann reich in Erkenntnis. Getragen,
umwoben, geliebt und bewahrt.

Und die Zukunft hat noch nicht begonnen

Um der Zeiten Umstände Willen erleiden wir innerlich Brüche.
Denn es darf nicht sein, was Stimmen im Chor nicht erlauben.
Und so sie nicht, wird verdammt, wer andere Töne singt.
Im Bangen beständig, da niemals ganz gewagt.
Denn es sind die Lachenden, die der Worte missverstehen.
Die Zweifelnden, die Liebe übersehen.
Geheimnisvoll umwittert in ehrlicher Hoffnung, bleibt
trauernd zurück.
Ein verlorenes Alles -
Um der Zeiten Umstände Willen....

Und sie haben doch Augen. Aber sie sehen nicht. Denn ihnen
soll verborgen bleiben, was des Tragens beinahe unmöglich.
Zu empfinden, was quälend tiefer schauen lässt. Verborgen.
Um leichter zu gehen. Erkannt. Um zerbrochen nicht stehen
zu bleiben.

Denn sie konnten nicht weinen, weil sie müde werden. Und
obwohl sie Kraft verspüren, ließ es die Zeit nicht zu. Die
Winde wehen rauher und die Glocke in dem Kirchturm hört
man auch nicht mehr. Denn sie können nicht weinen, weil
sie müde sind.

Und obwohl die Zeiger weiter ihre Bahnen ziehen, ist die
Welt ist die Welt doch eine andere geworden.
Der Regen fällt weicher und es ist spürbar, dass es etwas
gibt, was nicht greifbar ist. Allein das Gefühl vermag es
zu ergründen. Weil jenes, was nicht gesagt werden kann,
einzig dem Gefühl angehörig bleibt.

NINA REICHERT

fliegende hunde

30

unterm fenster beginnen die tage

30

schälversuch

31

leere menge

32

fliegende hunde in den
fingerspitzen eine wiese
ist eine wiese ist eine wiese
verstehst du kommst
du gehst verfluchte

hunde ohne hirn verheddern
sich im venenwald kopfstöße

in die innenwand der außenwand
der finger überdurchschnittlich

er luftdruck unter den nägeln
und wir grellrot
es gras rauchend hau ab

modifié le six juin zérohuit

unterm fenster beginnen die tage
um 10 nach sechs vierstimmig mit gott
esbeweisen auffährt das selbst
bewusstsein zum sopran unterm bett
mustern termitenflügel den waschbeton
ausgefallen über nacht ein paar büschel
haare die im siphon heute orakeln

quatorze mai 08

Zähl das Gemüse,
zähle was bitter war und dich wachhielt
zähl die Pilzköpfe dazu

die mir entglitten
beim **schälversuch**
auf den küchenboden

deren aufprall dich weckte
bevor es hell war

kamst du zu mir
und sangst ein lied
das lief als der kern
reaktor aus dem boden
schoss damals im radio

aktiver auswurf der
aus allen wolken fiel
in diesem jahr und ein
ging in die geschichte
des gartenbaus dann

kam dein schlaf zurück
und du musstest los
lachen wie ich
am boden lag
um die frucht
körper zu sammeln

Mache dich lustig.
Zähle mich zum Gemüse.

six juin zérohuit

blaue flecken auf den gläsern
des feldstechers nacht unbekannt
verzogen warf die häuser aus
der deckung das schlechte
gewissen mit vögeln im ohr
ins bett zu gehen dieser zug
endet hier am rand der gehweg
platten bald wieder schießt
der salat in der prallsonne

verbogenes gras dort
wo der hase im pfeffer lag
verstrahlte aktivität die
lachfalten je te casse la gueule
enfin wem sagst du das
fragte ich in die leere menge

fremdkörperstau im rachen
blütler kein duft nur schwarz
rote feuerwanzen planierten
den zwischenraum der
blattränder ich habe ein inneres
von dem ich nicht wußte stand
den menschen ins gesicht
geschrieben die hingesehen hatten

août zérosept

FRIEDERIKE SCHEFFLER

Quastenflosser

34

ich schreie mit

34

ich habe Angst

35

Katzenwäsche

35

Quastenflosser

da sitzen wir
gestrandet auf Verkehrs
Inseln mit Knochen
Brüchen im Lebenslauf

sinnen nach Versteckten
Quellen im Flussbett

ob man sich erden kann
auf der Straße ein Bein
das andere in der Luft
oder auch im Wasser
eins ist sicher egal
wie das sähe komisch aus

mit den Flossen die wachsen
beim Denken
dass alles schwimmt

ich schreie mit
den Möwen
wir haben Prinzipien
wir krächzen
wir fliegen nicht
nachts wir fliegen
in Kreisen

(ich habe Angst, ich muss fort
ich habe Angst, dass ich fort muss)

ich wünschte
ich hätte dich getroffen
bevor ich mir ein Bild
machte von mir

als Knoten zwischen
Kissen Bäuche auf
Beckenknochen zermürbten
die Kokons

schneller als erwartet auch
traten die Schmetterlinge
den Rückzug an

Katzenwäsche

lass dir gesagt sein
dass Wut nicht schwindet
sie kratzt und zwickt dir
unter der Haut eine Katze
gefangen im Körper
sie wandert zum Kortex
wird saubere Stimme
und flüstert dir
selber Schuld

OPEN WRITING

MIT MARKUS ORTHS

Natascha Backes

40

Amélie Barucha

46

Kerstin Böttcher

50

Christian Engel

58

Zora Jane Klan

64

Janina Schreckenberger

70

Larena Schwarzenberger

74

Rita Tiemann

80

Nicole von Horst

84

Neun junge Schreibbegeisterte im Alter von 16 bis 22 gingen auf Entdeckungsreise, ins Zentrum der Kreativität. Schreiben, sich austoben, miteinander um Texten ringen, nachdenken, vor allen Dingen: Freude am Schreiben haben. Dazu trafen wir uns in einem Zeitraum von sieben Monaten zwölfmal im Literaturhaus Frankfurt. Unser Ziel war vierfach:

Zum einen verfassten die jungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller inspiriert durch Schreibimpulse kurze Texte, sei es ausgehend von einem Bild, einer theoretischen Vorgabe (Präsens vs. Imperfekt; Zeitraffung vs. Zeitdehnung) oder nach Anstößen verbaler Art (wie der Lichtenberg-Ausspruch: *Er hatte seinen Pantoffeln Namen gegeben*).

Zum Zweiten wurden die Schreibenden konfrontiert mit dem literaturtheoretischen und -wissenschaftlichen Rüstzeug, das fürs Schreiben unabdingbar ist: Dramaturgie, Zeitstruktur, Perspektive, Charakterisierung, Telling vs. Showing etc.

Zum Dritten besprachen wir die entstandenen Texte, zwar ohne Samthandschuhe, aber in einem wohlwollend kritischen Austausch.

Und zum vierten konnte jeder zu Hause, parallel zur Schreibwerkstatt, eine *eigene Geschichte* entwerfen, und ich bot den Teilnehmern an, diesen Prozess (von der Ideenfindung und dem ersten Satz bis übers konkrete Schreiben und den Schluss) zu begleiten. Dabei galt es zunächst, den individuellen Schreibtyp herauszufinden, und so brauchten die einen mehr, die anderen weniger Rückmeldung; Die einen hatten eine Idee, von der ausgehend sie eine Geschichte entwickeln wollten, die anderen schrieben eher *ins Blaue hinein*. Wichtig war, darauf zu achten, genau das zu sehen, zu stärken und zu fördern, was sich im Einzelnen zeigte.

Ich war überrascht über die Explosionen der Kreativität, die sich in einem – so paradox es klingen mag – Rahmen der Freiheit ereignen können. Ein Teil dessen, was in dieser Zeit entstanden ist, finden Sie auf den nächsten Seiten. Ich wünsche Ihnen genauso viel Freude beim Lesen, wie es die Autorinnen und der Autor beim Schreiben hatten.

Wir alle bedanken uns ganz herzlich bei der Crespo Foundation, die uns ermöglichte, so intensiv miteinander zu arbeiten und zu schreiben.

MARKUS ORTHS

NATASCHA BACKES

Auszug aus der Satire *Monotheisten-Meeting*

„Michael, hör auf zu schmollen und komm jetzt wieder rein“, fordert Raphael seinen Kollegen auf.

„Ich will aber endlich meine Apokalypse haben!“, quengelt der Erzengel, steht aber trotzdem auf und folgt dem geflügelten Rökchenträger in den Versammlungssaal.

Dort sitzen die wichtigsten Vertreter des Monotheistischen Glaubens. Den Vorsitz hat natürlich JAHWE/GOTT/ALLAH. Der Rauschbart sitzt im sandfarbenen Anzug auf seinem Bürostuhl an der runden Tafel und sieht müde dem leuchtenden Erzengel Michael nach, dessen goldene Vollplattenrüstung bei jedem Schritt laut klappert.

„Da bist du nicht alleine. Ich will endlich mein Trompentsolo hinlegen, aber keiner will es hören. Nur weil es das letzte wäre, was sie hören werden...“ Der verkannte Musikant Raphael hebt gelangweilt seinen Wanderstab und setzt sich wieder auf seinen Platz zur Linken des Chefs.

„Will denn keiner wenigstens eine kleine Schlacht?“, jammert der Kriegsel die Welt an und lässt sich in seinen Stuhl plumpsen. *Satan/Luzifer/Ibliz*, der dem CHEF direkt gegenüber sitzt, grinst in sein Dreifachkinn und lehnt sich weiter zufrieden kichernd zurück. Der Anzug im Rainer Callmund-Format spannt bedenklich...

„Grins nicht so blöd, du kotzgrünes Pickelgesicht eines Arschs mit Ohren!“, schreit der leicht cholerische Engel seinen ehemaligen Kollegen an. Dabei leuchtet er kurz so unangenehm hell auf wie eine Sonne und will über den Tisch springen, um dem schmierigen Fettberg eine reinzuhauen.

„*Der Kleine kann ja richtig fluchen!*“, sülzt der *Widersacher* in einem zuckersüßen Ton und bricht in schallendes Gelächter aus. *Der Teufel* findet diese Versammlungen immer wieder urkomisch... Ein Knopf springt von seinem schwarzen Nadelstreifenanzug, direkt über die Tafel auf JAHWES Gesicht zu, welches abwesend die Unterlagen anguckt. Dieser hebt die Hand und fängt nebenbei den Knopf. Mit der anderen zieht ER den wirklich etwas kleinen Michael ohne große Anstrengung zurück und nagelt ihn auf dem Stuhl zu seiner Rechten fest.

>MICHAEL, DIE APOKALYPSE WURDE WIEDER VERSCHOBEN, ALSO FÜGE DICH DIESER ENTSCHEIDUNG< spricht der CHEF monoton und leise (was bei seiner Stimme immer noch recht donnernd ist, typisch für Schöpfer-Göttervaterfiguren mit Wetterfunktion) und streicht eine Zeile aus seinen Papieren raus.

>DAMIT FÄLLT DER TAGESORDNUNGSPUNKT „ANTICHRIST?“ WEG. UND DER PUNKT „NEUER MESSIAS“ - <

„Hä? What is with me?“ Wenn man genau hinsieht, kann man in dem tiefen Sessel unter dem verfilzten Haarberg in der ver-

sifften, einst weißen Kutte einen dreißigjährigen, aufgeschreckten Mann mit glasigen Augen ausmachen.

>DU WARST NICHT GEMEINT, JESUS< sagt der HERR in der gleichgültigen Stimme, die ER bei den Versammlungen immer aufsetzt. >ALSO, DER „NEUE MESSIAS“ WURDE ZWAR VON MOSES WIEDER BEANTRAGT, ABER ICH MUSS DAS LEIDER WIEDER ABLEHNEN, DA SICH UNTER DEN MENSCHEN GERADE NICHT DIE NÖTIGEN VORRAUSSETZUNGEN FINDEN. DIE ENGEL SUCHEN ZWAR<, verteidigt ER deutlicher, um den zeternden Alten zu übertönen, der mit seinem Stab rumfuchtelt, >ABER ES FINDEN SICH KEINE GEEIGNETEN JUNGFRAUEN MEHR. ALSO GEDULDE DICH NOCH.<

Moses setzt sich grummelnd zurück und meckert über den Verfall der Gesellschaft - „Früher reichte es, die goldenen Kälber zu zertrümmern, heute rennt jeder Mammon oder Fußball nach und niemand unternimmt etwas...“ - so in etwa...

Neben ihm schnarcht ein Mann im Methusalemalter kurz laut auf und schläft weiter so selig wie in Abrahams (also Seinem) Schoß.

Adam (im Originalkostüm) hat die Füße auf die Tafel gelegt und kippelt mit seinem Stuhl. Die Arme im Nacken verschränkt fragt er: „War's denn dann für heute? Ich wollte endlich mit Abel die heilige Stadt in Eden fertig buddeln...“

>FAST. DER LETZTE TAGESORDNUNGSPUNKT IST...<

Tief holt der CHEF nochmal Luft, als bereite ER sich innerlich auf eine weitere Verkündung der Sintflut vor.

>VISHNUS ABSCHIEDSPARTY. WIE IHR ALLE WISST HAT ER VOR, IN BÄLDE SEINEN LETZTEN AVATAR EINZUNEHMEN. DAZU VERANSTALTET ER FÜR ALLE BEWOHNER VON ANDERSDORF EINE GARTENPARTY. UND JEDE GRUPPE SOLL DOCH BITTE ETWAS FÜR DAS BÜFETT MITBRINGEN.<

ER hört in die überlegende Stille hinein und wappnet sich.

(...)

Die Anwesenden verfallen in grüblerische Stille, wenn auch widerwillig.

„MANNA!“, ruft Moses freudestrahlend und hat dank Alzheimer schon vergessen, worüber er sich gerade fast die Birne eingeschlagen hat.

Der Rest der Tafel stöhnt. Wenn er dem Zeug so verfallen ist, bitte, aber den Anderen steht das Zeug schon bis Oberkante Unterlippe.

Abraham schreckt nur kurz aus seinem Schlaf auf und murmelt etwas von „Nein, nicht das Schaf, nicht schon wieder...“ Ritualopfer-Trauma...

„Ich habe letztens Sushi probiert, kennt ihr das schon?“, schlägt Maria vor, nachdem Raphaels Schmerztablette natür-

lich schnell angeschlagen hat.

„Jonas wäre dafür, allerdings war Vishnu auch mal ein Fisch, ich weiß nicht, ob er kalten Fisch so gerne sieht, Liebes.“

Satan/Luzifer/Ibliz schließt die Augen und lässt sich eine Auswahl von Völlereis Delikatessspeisekarte durch den Kopf gehen. Wobei ihm mal wieder das Wasser im Mund zusammenläuft. Leise, aber deutlich murmelt er:

„Ein Salat von Frühlingsgemüse und Rinderfiletfasern und Morcheln, glasierte Wachtelherzen mit Fruchtkompott, eine Zanderzabaione mit Spargel und Dill-Sauße, Rehrippchen im Moosbeerenbett, dazu einen entsprechenden Rotwein, danach noch Ananassorbet auf Baiser und viele kleine Petits Fours...“

Alle Mitglieder sehen ihn an, größtenteils mit Unverständnis. Es hat halt jeder so seine Leibspeise, da kommt die Nuveau Cuisine nicht gegen an. Nur Maria fährt sich mit dem Finger genüsslich über die Lippen.

„Das könnte fast von Hunger kommen. Sind das nicht eher so Gerichte für den Kunstliebhaber?“, fragt Raphael skeptisch und meint sich an solch ein mehr dekoratives als sättigendes Zehn-Gänge-Menü zu erinnern.

>NA JA, DU KANNST MIR JA EINE AUSWAHL DAVON SCHICKEN. SONST IRGEND-WELCHE VORSCHLÄGE?<

Michaels geistige Deutsche Bahn hat das Thema erreicht und legt mit feurigem Blick seine eher einseitige und rustikale Speisekarte vor. „Steak. Großes, blutiges, in Kräuterbutter ertrinkendes Steak mit Bratkartoffeln.“

„Salat“, kommt es aus dem Off von Raphael. „Ist definitiv nicht so schwer.“

„Sag mal, musst du eigentlich immer mit dem Kaninchenfutter kommen? Davon wird doch kein vernünftiger Magen satt, das ist gerade mal gut genug für die Meerschweinchen“, fährt Michael den göttlichen Heiler an. Dieser achtet nicht auf seinen Kollegen und nimmt die Stelle an seinem Wanderstab unter die Lupe, an der er die ganze Zeit geschnitzt hatte.

„Sag nichts gegen Meerschweinchen. Die sind komisch.“

„Hörst du mir eigentlich zu?“ Wie oft wollte er Raphael schon an die Gurgel springen...

„Gabriel hat zwar zu den anderen TOPs eine Notiz hinterlassen, aber keinen Büfettvorschlag“, erwähnt Raphael ohne auf den Streithammel einzugehen, und widmet sich weiter dem neuen Tribal am Knauf.

Der CHEF zieht eine Zettel aus seinen Unterlagen und sieht sich die verschnörkelte und kryptische Mitteilung an. Gabriel ist immer irgendwo unterwegs, auf Botengängen, wie es ihr Anrufbeantworter erzählt. Aber jeder hier weiß, dass sie einfach nur ihr Redebedürfnis bei unbedarften Menschen auslebt. So kommen solche Propheten wie Mohammed zustande... der neben Jesus in seinem Kissenberg rumfläzt und ganz fasziniert die Rauchkringel seiner Shisha beobachtet. Zumindest konnte der CHEF dem plappernden Erzengel eintrichtern, dass sie eine Nachricht zu den TOPs hinterlässt, wenn sie schon bei den ihr verhassten unharmonischen Versammlungen mit Abwesenheit glänzt.

Marias Mine erhellt sich, als das Gespräch auf ihre liebste Teerundenfreundin fällt. „Sie würde bestimmt wieder Tee und Scones vorschlagen. Und ihr alle wisst ja, dass sie den besten Tee der ganzen Sphäre macht. Selbst bei Buddha ist mir noch kein besserer begegnet.“

„Yo Mary, der Scheiß war wirklich voll fett. Und der Mokka von der Bitch, krass“, groovt Mohammed und fuchtelt dabei undefinierbare Handzeichen zusammen. „Yo, Jesus, kommst du auch zu Buddys Jam-Session? Der Homie hat wieder ein paar neue Teemischungen und anderen Stoff besorgt, Alder“, dabei wackelt der Vollbartaraber im Hip-Hop-Style anzüglich mit seinen buschigen Augenbrauen. Bei dieser Nachricht hebt Jesus sich sogar etwas aus seiner Versenkung und grinst breit (breit wie zugekiff).

„Hey Man, voll abgefahren, Bruder“, säuselt der Erlöser und in der Stimme meint man dabei die Dunstschwaden seines letzten Joints zu sehen. „My Friends kommen auch, how is it with your Virgins?“

Maria haut ihrem Sohn auf den Hinterkopf und schreit die Freunde an: „Habt ihr einen Knall? Was für Chauvinistenschweine seid ihr nur?“

(...)

“Hey, Peace, Mom, please. Ich durfte my whole Live long nicht mit Frauen, also lass mir jetzt den Fun“, nörgelt ihr Sohn und reibt sich dabei den Kopf.

Die Gottesmutter stöhnt und hebt die Hände gen Himmel: „Oh Herr, womit habe ich diesen Sohn verdient?“

>WAS?< merkt ER von seinen Gedanken auf und sieht sie verdattert an, >ENTSCHULDI-GUNG, ICH HATTE DIR GERADE NICHT ZUGEHÖRT.<

Maria sieht ihn nur lange und regungslos an. „...Ich fragte, *Herr, womit habe ich diesen Sohn verdient?*“, zischt sie wieder und selbst die Engel bekommen eine Gänsehaut.

>OH. JA. WAS WEIß ICH. VIELLEICHT WEIL JEDER BEKOMMT, WAS ER VERDIENT? DER IST NICHT VON MIR, ALSO FRAG DEN HEILIGEN GEIST< Dabei macht ER eine wegwerfende Handbewegung und schreibt noch ein paar Notizen auf.

Bevor Maria wütend rumkeifen kann, dass der Heilige Geist sich aus seiner Vaterrolle gestohlen hat und der HERR doch bitte etwas mehr auf sein Patenkind achten soll, beschließt der CHEF die Sitzung.

>ICH HABE MIR EURE VORSCHLÄGE NOTIERT. DENKT WEITER DARÜBER NACH. IHR KENNT DEN TERMIN FÜR DIE NÄCHSTE SITZUNG, WIR SEHEN UNS DANN.<

Der CHEF reibt sich noch kurz müde die Augen, dann packt ER seine Aktentasche und verschwindet schnell, bevor noch jemand etwas einwenden kann.

Sein Weg führt ihn durch die Göttersiedlung auf den Hügel, wo eine riesige chinesische Villa thront. ER nimmt seinen Schlüssel und tritt ein, legt Aktentasche und Jackett ab, lockert die Krawatte und zieht die Lackschuhe aus. Dann schlüpfte ER in seine Monsterplüschhausschuhe und schlurft in die Küche.

Da steht ein hünenhafter Mann in Rockeroutfit mit dem Rücken zu ihm. Auf der Lederjacke steht etwas in Runen, was übersetzt „Odin statt Jesus“ heißt. Den jungen Kiffer hat er aber trotzdem ganz gern. Er trägt ebenfalls einen Rauschbart und hat eine Augenklappe über dem rechten Auge. Als Odin zu seinem Mitbewohner spricht, hält er einen Metallbecher unter den Milchaufschäumer der deluxe Kaffeemaschine und macht Lärm.

„Nü, wieder da? Ich mache gerade Latte Machiatto mit Karamellsirup, willst du auch einen? Ein anderes Sirup oder vielleicht einen Mokka?“, kichert Odin. Dann dreht er sich zur Anrichte und kippt dem Milchschaum in seinen Kaffee. ER hat sich auf den Hocker gesetzt und sieht ihm zu. Der Wikinger sieht auf und bemerkt das abgearbeitete Gesicht.

„Oh. War's wieder so schlimm?“

ER sieht seinen Kollegen mit wässrigen Augen an und fängt an zu wimmern.

>SIE SIND ALLE SO DUMM! UND ICH BIN IHR CHEF!< heult ER auf, um dann weinend auf der Anrichte zusammenzubrechen und haltlos zu schluchzen.

Der andere Göttervater sieht seinen Mitbewohner seufzend an. Kurz sieht er an die Decke und murmelt: „Jeden Monat das gleiche Drama... Also lieber einen Baldrian-Tee, ja?“

AMÉLIE BARUCHA

Anfang der Erzählung *Adam*

Er fährt ziemlich schnell. In dem großen Sitz fühle ich mich verschwinden, was schön ist, weil ich alle überrage, denke immer, ich falle überall auf.

Fahr nicht so schnell, wünsche ich mir. Der Tacho geht auf 120 runter, als habe er es gehört.

Die schmale Person, die Frank am Straßenrand aufliegt, nennt sich Adam. Er stand in einer Kurve, und ich glaube, das ist ziemlich ungünstig fürs Trampen. Es ist nicht erstaunlich, dass Frank angehalten hat, schließlich hält er sich für wahnsinnig jung geblieben. Entweder rede ich kein Wort mit ihm, oder ich labere ihn voll, ein Wirrwarr in mir, er nennt es: Wir nähern uns.

Es ist schade, dass ich vorne sitze und Adam nur aus dem Spiegel beobachten kann. Er hat einen roten Norwegerpulli an, der ganz weich aussieht. Ich habe auch so einen, weich ist er jedoch nicht. Der Stoff kratzt auf der Haut, bis sie rot ist und juckt.

„Na, junger Freund, wo soll es denn hingehen?“, fragt Frank.

„Richtung Süden.“

„Hast du einen Kompass? Nach Süden. Fahren wir denn nach Süden?“ Er wendet sich an mich.

„Klar.“

„Hast du gehört? Ich glaube, du bist hier richtig.“

Darauf erwidert er nichts. Frank lässt den Motor aufheulen. Gegen die Stille schiebt er ein altes Tape von Leonard Cohen rein. Zum Glück sind es nicht die Stones. Sonst würde er vom Konzert in der Münchner Olympiahalle erzählen, 1970, bei dem alle „I can't get no satisfaction“ mitgesungen haben - ohne etwas von dem englischen Text zu verstehen. Gegen meine Erwartung versucht er nicht mehr, ein Gespräch anzuleiern, er scheint zuzuhören.

Es fängt an zu regnen. Ich beobachtete die Tropfen, wie sie die Scheibe hinunter und zusammen laufen. Das monotone Hin und Her der Scheibenwischer schläfert mich ein. Ich zähle, wie viele Tropfen überleben. Ab und zu werfe ich einen Blick in den Spiegel, und Adam lächelt ernst zurück.

„Wir halten jetzt mal kurz, ist doch okay? Bei der Raststätte da vorn, nur einen Kaffee trinken und dann weiter.“

„Klar“, antwortet Adam.

„Fein.“

Er biegt ab, und wir suchen einen Parkplatz. Als wir aussteigen, kann ich Adam gut betrachten: Er ist etwas kleiner als ich und wirklich sehr schmal. Seinen großen Rucksack

nimmt er mit. Schwülwarme Luft vermischt mit Essensdunst schlägt uns entgegen, als wir eintreten. Ich gehe auf die Toilette, blicke in den Spiegel. Ich mag meine helle Haut und die Sommersprossen.

Der Speiseraum ist fast leer. Ich gehe zu Frank und Adam, die am Kaffeeautomaten stehen.

„Ich will auch einen“, sage ich zu Frank.

Wir setzen uns an einen Tisch am Fenster und wirbeln die heiße Flüssigkeit in den Bechern auf.

„Ist das ein echter Norwegerpulli?“, frage ich.

„Der ist uralt, von meinem Vater noch.“

„Du hast doch auch so einen“, wirft Frank ein.

„Der juckt.“

Frank wirkt zerknirscht, er hat mir diesen Pulli zu irgendeinem Geburtstag geschenkt.

Als wir aufbrechen, überlege ich hinten einzusteigen, weiß jedoch nicht, wie ich das begründen soll. Also setze ich mich wieder nach vorn und krame zwischen den CDs. Schließlich entscheide ich mich.

„Du hast einen ausgezeichneten Musikgeschmack“, gratuliert mir Frank.

Kein Wunder, ist ja seine CD-Sammlung. Ich drehe mich nach hinten und versuche in seinem Gesicht zu lesen. Wir fahren weiter.

Inzwischen ist es zehn Uhr abends, das gelb leuchtende Schild verrät, dass es noch neun Kilometer sind. In der letzten Stunde haben Frank und Adam sich wenig unterhalten, beteiligt habe ich mich nicht. Unsere gemeinsame Fahrt soll nicht zu Ende sein. Ein bisschen mehr will ich ihn noch kennen lernen, zumindest glaube ich es zu wollen. Frank will ihn auf einem Parkplatz aussteigen lassen. Er wird sich wohl eine neue Fahrgelegenheit suchen und ich sehe ihn nicht wieder, was nicht schlimm ist, schließlich sieht man viele Menschen nur einmal im Leben, vielleicht zweimal, darauf hoffe ich jedoch nicht.

„Wir sind gleich da“, sagt Frank.

Adam stopft CDs in seinen Rucksack. Schließlich halten wir, und ich steige mit aus.

„Also ... vielen Dank“, beginnt Adam.

„Na dann, viel Erfolg noch“, wünscht Frank und gibt ihm die Hand.

„Ich komme mit“, sage ich.

„Wohin?“, fragt Frank.

„Na, mit Adam.“

Ich hole meinen Rucksack aus dem Auto.

„Können wir mal kurz allein reden?“, versucht Frank.

„Nein.“

Ich gehe auf Adam zu. „Morgen bist du mich wieder los.“

„Komm mit.“

Wir gehen, und Frank läuft uns hinterher. In dieser Lage ist es nicht schlecht, so groß zu sein. Ich drehe mich um, lege ihm von oben eine Hand auf die Schulter und weiß nicht, ob mir das ernste Gesicht gelingt.

„Ich ruf an. Außerdem bin ich alt genug. War echt schön bei dir, das müssen wir unbedingt wiederholen“.

Sein schiefes Grinsen wird noch schief.

„Gehen wir“, sagt Adam.

Ein Stück gehen wir die Landstraße entlang, und ich spüre Angst bei jedem vorbeifahrenden Auto. Ich erzähle ihm, dass meine Eltern geschieden sind und dass ich bei meiner Mutter und ihrem Freund wohne.

„Und, wie ist er so?“

„Weiß nicht, schon in Ordnung. Hauptsache, sie ist glücklich.“

„Ist sie das?“

„Was weiß ich, Glück ist ja kein Zustand, sondern situativ, wenn man endlich mal aufhört nachzudenken.“

„Wie soll das gehen?“

„Meditation?“

Er schüttelt den Kopf.

Er bleibt stehen und streckt den Daumen aus.

„Wir stehen hundert Meter vor einer Kurve, glaubst du, so hält irgendwer an?“

Ich gehe weiter.

„Jetzt bist du ja dabei, natürlich halten sie, wirst sehen.“

(...)

KERSTIN BÖTTCHER

Auszug aus der Erzählung *verflucht*

(...)

Nach dem Frühstück vor dem Fernseher zog sie einen alten, verblichenen Mantel über, der aussah, als wäre er niemals wirklich modern gewesen, griff einen alten Stockschild und eilte die Treppen hinunter. Der Aufzug funktionierte wieder einmal nicht. Zwischen grauen Plattenbauten hindurch, unter grauen Wolken, lief sie zur Straßenbahnhaltestelle. Es hatte sich eingeregnet. In monotonem Einerlei fielen die Tropfen vom Himmel, gleichmäßig, ununterbrochen, als wollte es nie wieder aufhören. Es war ruhig auf den Straßen; in der Bahn herrschte Stille, eine schwere, drückende Stille.

Sie achtete nicht drauf, störte sich nicht daran. Störte sich an überhaupt nichts. Triste Plattenbauten zogen vorbei. In der Innenstadt waren mehr Menschen unterwegs. Trotz des Regens und der frühen Stunde summte die Welt vor Lebendigkeit. Männer in schwarzen Anzügen mit polierten schwarzen Schuhen, wie geleckert, redeten auf ihre Handys ein, Kinder lachten und rannten, spielten, trödelten, eilten auf dem Weg zur Schule. Mütter schoben Kinderwagen durch den Regen.

Vor einem neumodischen Wunder der Architektur stieg sie aus der Straßenbahn. Die polierten Türen öffneten automatisch, als sie drauf zu ging. Kaputte Aufzüge waren undenkbar, für so etwas standen Techniker bereit, wie überall, wo das entsprechende Geld zu finden war.

Das Büro in einem der höheren Stockwerke war noch leer, als sie eintrat. Es war einer von diesen großen Räumen, in dem sich Schreibtische hinter Trennwänden versteckten, die gerade hoch genug waren, um einen Arbeiter dahinter in Sicherheit zu wiegen, aber nicht so hoch, dass ein vorüberlaufender Chef nicht bemerkt hätte, wenn seine Männer sich Computerspielen oder privater E-Mailkorrespondenz widmeten. Es gelang ihnen nicht, die erwünschte Illusion einer ungestörten Arbeitsatmosphäre zu erschaffen.

Sie setzte sich an ihren eigenen Schreibtisch, etwas abseits von den anderen, startete den Computer, stellte den Kaffeekocher an. Checkte die E-Mails und löschte die unwichtigen. Beantwortete die etwas wichtigeren und markierte die wichtigen für ihren Chef. Nach zehn Jahren als Sekretärin wusste sie, worauf es dabei ankam. Zwei Minuten vor acht brachte sie eine Tasse Kaffee in das noch leere Büro, sodass er nicht mehr ganz heiß war, als der Chef um Punkt acht hereinkam.

„Sauwetter“, grunzte er zur Begrüßung.

„Guten Morgen“, erwiderte sie höflich. Der Chef schüttelte nur den Kopf, und ging weiter in sein Büro. Er genoss das Privileg eines eigenen Zimmers, doch die Tür war verglast, sodass er seine Sekretärin im Auge behalten konnte. Außerdem konnte er über ihre Schulter hinweg den Mittelgang des Büros einsehen, und so überprüfen, ob seine Untergebenen pünktlich kamen. Gleitzeit dauerte bis Neun. Keine Minute länger.

Um fünf nach neun begann der Chef seine Runde durchs Büro, um zu kontrollieren, was die Angestellten trieben. Es gehörte zu seinem Zeitvertreib, um die Würfel zu schleichen um Angestellte beim Schreiben privater E-Mails zu erwischen. Einfacher und effektiver wäre es freilich gewesen, entsprechende Webseiten sperren zu lassen.

Nach einer Weile kehrte er in sein Büro zurück, schlecht gelaunt, weil er niemanden erwischt hatte.

„Mein Kaffee ist kalt“, beschwerte er sich gleich darauf bei seiner Sekretärin.

Sie stand auf, ging zur Kaffeemaschine und brachte ihm eine frischen Becher. „Bitteschön, Herr Renner“, sagte sie.

„Danke, Helen“, grummelte er. „Sind die Entwürfe endlich fertig?“

„Noch nicht, Chef“, antwortete Helen.

Herr Renner fluchte. „Der Kunde wartet nicht ewig“, schimpfte er. „Wir haben eine Deadline einzuhalten, was glauben diese Schnarchnasen eigentlich, wo wir hier sind? Wenn sie auf der faulen Haut liegen wollen, hätten sie Beamte werden sollen! Das hier ist die Wirklichkeit.“ Sein Gesicht war dunkelrot angelaufen, und er holte tief Luft. „Hol mir das Protokoll von der Sitzung gestern, Helen“, fügte er hinzu. Er fragte nicht, ob dieses Dokument schon fertig war, denn er wusste, dass Helen verlässlicher war als ein Schweizer Uhrwerk.

Nicht viel später kam eine junge Designerin aus ihrem Würfel geschlichen und näherte sich vorsichtig Helens Schreibtisch. Die junge Frau mit dem mädchenhaften Gesicht fröstelte ein wenig. Vor ihrem Chef hatte sie Angst, und die Sekretärin Helen war ihr unheimlich.

„Ja, bitte?“, fragte Helen und sah auf zu der Angestellten.

Die junge Frau musste sich zusammenreißen, um keinen Schritt rückwärts zu machen. Helen lächelte, doch das Lächeln wirkte merkwürdige falsch - beunruhigend falsch, weil es nie die Augen erreichte. Man konnte noch nicht einmal sagen, dass es ein kaltes Lächeln war, denn das wäre immerhin ein

Hinweis auf eine gewisse Boshaftigkeit gewesen. Doch in Helens Augen war keine Boshaftigkeit. Da war nichts, gar nichts, und dahinter, gerade noch zu erahnen, eine abgrundtiefe Traurigkeit.

Aber vielleicht bildete die junge Designerin sich da ja auch nur ein.

„Hier sind die Entwürfe... Vorschläge“, stammelte sie. „Ist der Chef...?“

Sie fühlte, wie Helen sie musterte. „Ich bring sie ihm“, bot die Sekretärin an, und streckte die Hand aus.

Es war typisch für das Design-Team erst einmal die Neue mit den Entwürfen vorzuschicken. Helen konnte die anderen Angestellten die Hälse recken sehen. Alle Gesichter waren besorgt. Offenbar war man sich bewusst, dass die Arbeit nicht die erwünschte Qualität hatte.

„Was?“, knurrte Renner, als sie an seine Tür klopfte. Es war seine übliche Art, „herein“ zu sagen.

Helen legte ihm die Mappe mit den Entwürfen auf den Tisch. „Die Vorschläge, Chef“, sagte sie.

Herr Renner griff danach. „Mal sehen...“

Helen hätte nun die Flucht ergreifen können, doch sie blieb. Sie hatte, vielleicht als einzige in der Abteilung, keine Angst vor Herrn Renner.

Es blätterte durch die Seiten. „Schrott“, murmelte er. „Auch Schrott... grauenhaft. Kein Funken Esprit... Keine Originalität... furchtbar...!“ Eine Vene pochte an seiner Stirn. „Was soll der Scheiß hier?!“, brüllte er, sodass alle im Büro ihn hören konnten. „Ist das alles? Haben wir nichts besseres zu bieten? Wofür werden Sie eigentlich bezahlt!?“ Helen ließ die Tirade über sich ergehen, obwohl sie freilich lediglich fürs Kaffeekochen und E-Mailsortieren bezahlt wurde. Aber sie sagte nichts, wehrte sich nicht, ließ sich anschreien und zusammenstauchen, als sei alles ihre Schuld. Sie verzog nicht einmal eine Miene. Sie hatte gelernt, nichts zu fühlen, schon vor langer Zeit. Keinen Zorn. Keine Furcht. Keine Trauer. Nichts.

Manchmal war ihr Denken träge wie Blei. Was nutzte es schon, sich aufzuregen? Änderte es irgendetwas? Wurde die Welt davon besser?

Sie ließ das Geschrei auf sich niederrieseln wie den Regen draußen. Es berührte sie kaum. Gleichgültigkeit schützte sie wie ein Regenschirm. Sie verstand nicht, warum die anderen Angestellten Angst vor ihrem Chef hatten. Was konnte er außer Schreien schon tun? Jemanden feuern? Dann

musste man sich eben einen neuen Job suchen, vielleicht mit etwas weniger Geld zurecht kommen - es gab schlimmeres im Leben.

Nach einiger Zeit ebbte die Flut der Beschimpfungen etwas ab. Herr Renner holte tief Luft und beruhigte sich langsam wieder. Helen wartete, bis die Purpurfarbe seines Gesichts eine Nuance heller wurde, ehe sie fragte: „Gibt es sonst noch etwas, Herr Renner?“

Er starrte blöde, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, das wär's dann“, presste er heraus.

Helen nahm die Entwürfe wieder auf.

„Bitte noch eine Tasse Kaffee, Helen“, rief er ihr nach.

„Danke, Helen“, wisperte die junge Designerin und floh.

Helen kehrte zurück zu ihrem Computer, beantwortete weitere E-Mails, löschte Spam. Verfasste Protokolle, organisierte Termine für Herrn Renner. Beinahe ununterbrochen klingelte das Telefon. Alles in allem war es ein normaler Tag.

Bis zum Mittagessen hatte Renner zwei weitere Wutanfälle, und auch das war normal. Essen gab es für die Belegschaft in der Kantine. Als Helen hinunter ging, fühlte sie, wie die Wirkung der Tabletten vom Morgen langsam nachließ. Sie wurde nervös, ihre Finger zitterten ein wenig, eine dumpfe, unergründliche Panik füllte ihr Innerstes mit Eis. Als niemand sie beobachtete, griff sie in die Tasche und fischte eine Packung aus der Tasche. Sie schluckte eine Hand voll Pillen und fühlte, wie sie wieder ruhiger wurde. Es war ein angenehmes Gefühl, eine Schwere, die all ihre Glieder erfasste und ihren Kopf mit Watte zu füllen schien.

Der Schmerz, ohne die Tabletten stechend, akut, schwand, wurde zu einem dumpfen Druck am Rande ihres Bewusstseins, nie ganz verschwunden, doch immerhin erträglich. Helen erduldet ihn mit der gleichen stoischen Gelassenheit, mit der sie Renners Wutausbrüche über sie ergehen ließ, denn etwas anderes konnte sie nicht tun.

Zu Hause, in ihrer Zweizimmer Plattenbauwohnung, las sie Seneca und andere Philosophen, und es half ihr, über die Zeit hinwegzukommen. Sie war müde, unendlich müde, doch sie konnte auch nicht aufhören.

„Danke noch mal wegen vorhin“, wurde sie aus ihrer Lethargie gerissen.

Als sie sich umdrehte, stand die junge Designerin vor ihr.

Helen zwang sich zu einem Lächeln. „Keine Ursache“, antwortete sie. „Du bist neu, nicht wahr?“

„Naja... Seit acht Wochen bin ich hier“, antwortete die

junge Frau. „Mein Name ist Miriam.“ Sie streckte eine Hand aus.

Helen ergriff sie. „Freut mich“, sagte sie.

Sie ging weiter zur Kantine, um etwas zu essen zu holen. Eigentlich hatte sie gar keinen Hunger, ein Nebeneffekt der Tabletten, die sie schluckte, aber sie aß trotzdem jeden Tag etwas. Miriam folgte ihr und schwatzte aufgeregt. Durch die Betäubung ihrer eigenen Emotionen erkannte Helen Miriams Nervosität. Sie erkannte auch, dass sie selbst der Grund dafür war, doch sie hatte nicht die Kraft, den Nebel in ihrem Kopf zu durchdringen. Langsam nur, wie Ströme erkaltender Lava, wälzten sich die Gedanken durch die Einöde ihres Verstandes. Es war eine gute Trägheit, befreiend, reinigend von allen Affekten, wie die alten und neuen Philosophen es beschrieben.

Miriams Geplapper brach ab, und Helen begriff, dass ihr eine Frage gestellt worden war. Sie blinzelte verwirrt.

„Entschuldigung... Wie bitte?“, fragte Helen. Wenn ihr Verstand nicht so träge gewesen wäre, hätte sie sich selbst verflucht. Das kam davon, wenn man zu viele Tabletten auf einmal schluckte... Sie versuchte, die letzten Sätze aus Miriams Monolog zu rekapitulieren, und hätte beinahe verpasst, wie die junge Designerin ihre Frage wiederholte.

„Wie lange arbeitest du schon hier?“, wollte Miriam wissen.

Helen dachte nach. Es war so schwer, sie zu erinnern, wenn in ihrem Kopf alles in Watte gehüllt schien... „Zehn Jahre ungefähr“, antwortete sie, und hoffte, dass es stimmte. Zehn Jahre Routine, ja, das konnte hinkommen.

„Und du warst die ganze Zeit Renners Sekretärin?“, fragte Miriam ungläubig.

Helen nickte und lächelte. Versuchte es jedenfalls. „Man gewöhnt sich an ihn.“

„Könnte ich nie“, antwortete Miriam. „Ich werd versuchen, ein möglichst gutes Zeugnis zu bekommen - wird wohl eh nichts - jedenfalls, sobald ich ein anderes Angebot finde, verschwinde ich von hier.“

Helen konnte sehen, dass Miriam nicht locker lassen würde. Die junge Frau war anstrengend, wie jede Abweichung von der Routine. Helen wusste nicht, wie sie mit ihr umgehen sollte. Die Gedanken der jungen Frau schienen von einem Thema zum nächsten zu springen, wie ein Frosch von Stein zu Stein, zu schnell für Helens betäubtes Bewusstsein.

„Wo wohnst du?“, fragte Miriam, und dann gleich weiter: „Du isst gar nichts. Schmeckt es dir nicht?“

Helen ignorierte die zweite Frage und beantwortete die erste, nannte ihre Adresse, und holte sich einen großen Becher Kaffee. Bald fühlte sie, wie das Koffein ihren Verstand ein wenig auf Trab brachte und war erstaunt, wie sehr sie die Unterhaltung mit Miriam genoss.

Helen war eine der letzten, die am Abend das Büro verließ. Der Regen hatte endlich aufgehört, und als die Sonne durch die Wolken brach, spiegelte sie sich golden auf unzähligen Pfützen. Der Schatten eines Lächelns erschien auf Helens Gesicht.

Zu Hause setzte sie sich für einige Zeit auf den Balkon um ein kleines, in Leder gebundenes Buch zu lesen, eine alte Ausgabe von Mark Aurels „Selbstbetrachtungen“. Helen kannte das in Latein verfasste Schriftstück längst auswendig, las es weniger aus Interesse als um die Zeit totzuschlagen. Erst als es draußen kalt wurde, raffte sie sich auf und ging wieder nach drinnen, wo sie sich in der kleinen Küche eine Scheibe Brot schmierte, ehe sie schlafen ging.

(...)

CHRISTIAN ENGEL

Auszug aus der längeren Erzählung *Möbus*

Den Himmel hätte ein Narr mit großer Wahrscheinlichkeit als düster beschrieben, Professor Dr. Möbus aber wusste, dass die Wolken sich lediglich so dicht aneinander geschoben hatten, dass nicht mehr genügend Licht hindurch fiel, um sie hinreichend zu beleuchten. Ein ähnlicher Dummkopf hätte sich wahrscheinlich auch über seine schlechte Laune gewundert und vergeblich nach einer Ursache in seinem nur leidlich als Leben zu bezeichnenden Dahinvegetierens gesucht. Doch in Wahrheit kam der Missmut, den auch Möbus trotz dieses Kenntnis verspürte, von dem diesigen Wetter, das schon seit Tagen anhielt. Melatonin, das in seiner Zirbeldrüse nun im Übermaß produziert wurde, gab seinem Gehirn das chemische Signal für Dunkelheit und brachte mit dieser wirklichen Glanzleistung den natürlichen Tagesrhythmus seines Körpers aus dem Gleichgewicht.

Während Möbus mit nach unten zeigenden Mundwinkeln, deren er sich sehr wohl bewusst war, am Fenster stand, verfluchte er nicht zum ersten Mal in seinem Leben, dass auch Wissenschaftler so etwas Albernem wie Hormonschwankungen unterworfen waren. Warum konnten sich diejenigen, die die Natur verstanden, nicht über den Kreislauf ihrer Gesetzmäßigkeiten erheben? Wieso konnten auch Physiker fallen, Chemiker brennen und Biologen von Raubtieren gefressen werden? Weshalb war es ihm nicht möglich, außerhalb jeder Körperlichkeit über den Dingen zu schweben bis er alles, wirklich all-

Mit einem lauten Knall platzte der Kugelschreiber auseinander, den Möbus in der linken Hand gehalten hatte. Seine Einzelteile fielen auf den Boden und versetzten dort die Luft in Schwingungen, die sich im mittleren Frequenzbereich bewegten.

Möbus spürte, wie er die Augen zusammenkniff und die Teile seines Kugelschreibers fixierte. Während seiner letzten, völlig irrationalen Überlegungen musste er den Taster des Stifts in so kurzen Intervallen gedrückt haben, dass die Feder im Innern zersprungen war und so die-

Aber eigentlich wusste er auch nicht, wie es geschehen war! Er würde Lampert fragen müssen. Obgleich Möbus dessen Intellekt auf den einer vorderindischen Tropenameise schätzte (er hatte schließlich geheiratet und es zugelassen, dass gleich drei seiner Spermatozoen mit ebenso vielen Oozyten seiner Frau fusionierten), war Lampert Möbus Mann der Wahl auf dem Gebiet der Mechanik.

Möbus lenkte seinen Blick zu seiner Armbanduhr. In zehn

Minuten musste er in der Universität seine Lesung halten. Wäre er nicht in so absolut irrationale Denkmuster verfallen, hätte er die ebenfalls vom Melatonin ausgelöste Müdigkeit wenigstens kurzfristig mit flüssigem Koffein bekämpfen können. Er schmiss die Überreste des Kugelschreibers weg, platzierte einen neuen in seiner Hemdtasche und zog sich ein Jackett an.

Beim Rausgehen schaute Möbus in den Spiegel und sah, dass die Mundwinkel unter seinen drei Dioptrien sich noch weiter zu Boden neigten. ‚-x²‘, dachte er, und zog die Tür hinter sich zu.

II

Ca. 200 Elektronen, also in etwa 3.2×10^{-17} Coulomb, durchquerten den Leiter mit einer für Teilchen spektakulär langsamen Geschwindigkeit. In unregelmäßigen Zeitabständen kollidierten zwei Teilchen und wurden von der Anziehungsbahn des positiven Feldes, das außerhalb des Leiters lag, abgebracht, wodurch sie sich noch weiter verlangsamten.

Möbus überlegte, was nötig wäre, um einen Schwarm von Elektronen auf die Geschwindigkeit der in das Universitätsgebäude trudelnden Studenten abzubremesen.

Temperaturen nahe an 0° Fahrenheit, eine nur wenig kleinere Anzahl an Positronen oder doch ein Professor der Physik der den gepflegten Ruf eines Schuppenkriechtiers hatte? Möbus spürte, wie er seine Lippen über seine Zähne zog und frontal in ein ausgeprägtes Fettgewebe (Verdacht auf Adipositas) stieß.

„Net so hoastig, Herr Professor, net so hoastig. Ein Bua von ihrem Koaliber braucht's doch net zu eilen.“

Lamperts nahezu kreisrundes und von einem Viehgrinsen, das auf hinreichenden Koitus am Vorabend schließen ließ, durchfurchtes Gesicht glupschte Möbus an. Möbus antwortete mit einem betont nasalen Laut, beschloss seine Frage auf morgen zu verschieben und schob sich weiter durch das Gedränge in Richtung Hörsaal.

„Verstehe ich Sie richtig? Ihnen ist die spezielle Relativitätstheorie kein Begriff?“

Möbus fixierte den Studenten mit dem Zylinderkopf, während seine Nase voluminöse Züge tätigte, um trotz der aufgeheizten Atmosphäre im Hörsaal noch genügend Luft in seine Lunge zu pumpen.

„Wenn Sie nicht ein solch aufgeblasener Primat wären, würde ich sagen, Sie beleidigen mit Ihrer Unkenntnis Einsteins Genius, der zweifelsohne zu den größten der Geschichte gehört und verschwenden überdies hinaus meine sehr begrenzte Zeit. Da Sie aber nun einmal sind, was Sie sind und die Mittel der modernen Neurologie noch nicht ausreichen, um aus Ihnen etwas Besseres zu machen, empfehle ich Ihnen, es mal bei einer der Philosophie-Vorlesungen einen Bau weiter zu probieren. Die können bestimmt etwas mit Ihnen anfangen.“

Möbus machte eine 180° Wendung zu der nylongrünen Tafel hinter ihm. Aus den Augenwinkeln nahm er die nahezu kupfer- (²⁹Cu) farbene Iris einer Studentin wahr, die ihn aus weit aufgerissenen Augenlidern anstarrte. Während Möbus die Grundformeln der relativistischen Dynamik anscrieb, überlegte er, wie die Drüse hieß, die im Scheidenvorhof (vestibulum vaginae) der Studentin mit großer Wahrscheinlichkeit als physische Reaktion auf seinen außergewöhnlichen Intellekt ein Sekret absonderte.

Als er gerade das Relativitätsprinzip erklärte, fiel es ihm wieder ein: Bartholinische Drüse.

„Aus der konsequenten Utilisation einer konstanten Lichtgeschwindigkeit resultierte die Aufgabe des absoluten Zeitbegriffes. Die Zeit ist keine unabhängige Größe, sondern unmittelbar mit denen des Raumes verflochten. Das ist heute eine erwiesene Tatsache, die Sie zur Kenntnis nehmen sollten.“

Das Thema der nächsten Vorlesung wird die Äquivalenz von Masse und Energie sein, wie sie sich aus Einsteins Relativitätstheorie ergibt.“

Im System der durch das Klopfen und Aufstehen der Studenten in disharmonische Schwingungen versetzten Luft, sah sich Möbus nach seiner Verehrerin um, die Chancen auf einen Koitus in nächster Zukunft abwägend.

Doch der Strom der Studenten hatte sich, angezogen von der kohlenstoffdioxidärmeren Flurluft, derart verdichtet, dass er sie nicht mehr ausmachen konnte.

Möbus wollte sich gerade dem auf seinem Pult verstreuten Papier zuwenden, als er Schulze auf sich zukommen sah.

„Was macht die Wissenschaft Herr Professor?“

„Unter diesen Schwachmaten nicht viel, Schulze. Bei so viel akkumulierter Blödheit und Inkompetenz überkommt einen geradezu ein Sehnen nach hellen Köpfen - Wo waren Sie heute?“

„Das ist der Grund, warum ich zu Ihnen komme, Herr Professor. Vor einer Woche war Pia beim Frauenarzt und der hat festgestellt, dass sie schwanger ist.“

Bei diesen Worten zogen sich Schulzes Mundwinkel nach oben und er entblößte seine Zähne.

„Weil ich bereits im 8. Semester - ich versichere Ihnen Herr Professor, ich wollte Ihnen da-“

„Worauf wollen Sie hinaus, Schulze?“

„Nun jaaa, ähm, die Sache ist die, dass - ich habe mindestens 4 weitere Semester vor mir und unsere finanzielle Situation ist, wie Sie sich das sicher vorstellen, nicht gerade berauschend und da haben Pia und ich beschlossen, dass ich fürs Erste bei Pias Vater im Betrieb anfangen werde... Da geht das, Sie verstehen sicher, mit dem Studium dann nun leider nicht mehr so...“

Schulzes Mundwinkel kehrten wieder zu ihrer Ausgangsposition zurück.

„Wie gesagt, es ist wirklich schade und ich hätte unheimlich gerne mit Ihrer Hilfe, aber sie wissen ja, Herr Professor, wie das im Leben ist - Es kommt wie es kommt! Hehe, ... he ... Nuun, wie dem auch sei, ich möchte Sie ganz herzlich zu der Party, die wir anlässlich Pias Schwangerschaft und Pias und meiner Verlobung -“

Bei diesen Worten zeigte Schulze wieder seine Zähne.

„-den. Heineken war so freundlich, wir feiern in seiner Villa, Sie wissen ja, wo die liegt... Wie gesagt Pia und ich würden uns sehr freuen, wenn Sie kommen könnten...“

Schulzes Augen zuckten wie eine Kompassnadel in der Nähe eines elektromagnetischen Feldes. Möbus fixierte den Kugelschreiber in seiner Hemdtasche.

„Ihnen ist klar, dass Sie zu den fähigsten Studenten zählen, die ich jemals hatte? Sie haben das Potenzial ein *hervorragender* Physiker zu werden, vielleicht sogar die Wissenschaft zu verändern. So etwas gibt man doch nicht auf für Sentimentalitäten! Das *kann*, das *darf* nicht Ihr Ernst sein!“

„Aber Herr Professor, he he ... Ich liebe Pia mehr als alles Andere auf der Welt und ich würde ihr jeden Wunsch erfüllen. Die Wissenschaft wird wohl auch ohne mich ganz gut zurechtkommen.“

„Genau *das*, genau das ist die Scheiße, an der die Menschheit irgendwann ersticken wird! Wo wäre die *Welt* heute, wenn jeder große Wissenschaftler so gedacht hätte wie Sie? Wo wären *wir* heute, wenn Newton seine Frau lieber wund gebumst hätte, anstatt die ‚Principia mathematica‘ zu schreiben, wenn Galilei Reime geschrieben hätte, anstatt den Kopernikanismus zu beweisen?“

Ich kann Ihnen sagen, wo wir wären: im Archaikum, in Uga-Uga-Land! Dort, wo der schnelle Fick am Lagerfeuer den Höhepunkt des Tages darstellt, wenn Ihnen das weiterhilft. Und für was? *Liebe*? Endorphine, die in Ihrem Blut zirkulieren und Ihre erogenen Zonen stimulieren. Ein Atavismus aus Zeiten, als man sich nach dem Scheißen den Arsch noch nicht mit dreilagigem Klopapier abwischen konnte und der Mensch in Rudeln leben musste. Ein Aberglaube so archaisch, dass sich jedem vernunftbegabtem Menschen bei der bloßen Erwähnung alle Haare am Körper sträuben müssten. Als wenn der Mensch eine *Seele* hätte. Als wenn ein *Gott* am Anfang des Universums stünde und nicht ein infinitesimaler Zufall für die Bedingungen des Urknalls verantwortlich wäre. Als wenn auch nur das Geringste von Dir bliebe und Dein Leben mehr wäre als ein Furz in den unendlich expandierenden Weiten der Raumzeit.

Und falls ich Dich jetzt nachdenklich gestimmt haben sollte: Ich kann Dir auch sagen, was nach Deinem Tod mit Dir passieren wird. Nachdem auch der letzte Rest Deines erbärmlichen Körpers zu Kohlenstoffdioxid zerfallen und in die Luft aufgestiegen ist, wird jeder Aufstoßer eines fladenkackenden Rindviehs mit seinem CO₂-Gehalt dem Ozonloch mehr Schaden zufügen als Deine jämmerlichen Überreste das jemals vermögen werden und somit einen *gebührenden* Schlussstrich unter Dein *bedeutungsloses* Leben setzen.“

Möbus sah seine Spucke über den leicht gekrümmten Boden zu den verstreuten Einzelteilen seines Kugelschreibers fließen. Er hatte keine Ahnung, wie sie dort hingelangt waren.

(...)

ZORA JANE KLAN

Auszug aus der Erzählung *Freigeist*

Auftakt

Leben oder Tod?

Ein letzter Blick auf die Uhr, und die Zeit zerspringt. Mit Schallen bersten die Scheiben. Splitter schießen schrill pfeifend in alle Richtungen, und der Raum ist erfüllt vom schleifenden Ticken des zerbrochenen Zeigers. Die Druckwelle ist überwältigend. Sie nimmt die Sinne und zerschlägt jedes Leben.

Keine Zeit für nichts.

Tod oder Leben?

Die Minuten explodieren und reißen alles mit sich. Weit weg, wo die Zerstörung wütet und vernichtet, was nicht schon zu Beginn vom Uhrenglas durchbohrt wurde.

Und dann geht das Uhrenglas in Flammen auf, schmilzt, und alles ist vorüber, als hätte es nie eine Zeit gegeben.

„Feuer!“ schreit die Stimme, und ich reiße meinen Blick von der Wanduhr los.

Ich reagiere überhaupt nicht. Beruhigung sollte hier erst einmal einkehren. Warum soll ich denn reagieren, nur weil alle anderen wegrennen und mir jemand ins Gesicht schreit.

Die Frau sieht mich entgeistert an. ANGST steht ihr in großen Leuchtbuchstaben auf der schweißnassen Stirn geschrieben. Die Leuchtbuchstaben sind neongrün. Sie versucht es erneut, da sie befürchtet, ich hätte sie nicht verstanden. „Es brennt - kommen Sie, ich führe Sie raus.“ *Mich?* Dann hastet sie weiter.

„Wie bitte?“ Verwirrt starre ich ihr nach. Eine Sirene setzt ein, und von Ferne kann man Stimmen hören.

Ich renne. Ich renne, renne und renne genau wie alle anderen. Warum tue ich, was mir gesagt wird?

Wer sagt mir was?

Keiner. Keiner spricht, es wird nur geschrien und gerannt. Es ist heiß, und dicker Qualm steigt mir in die Nase. Um mich herum lauter nackte Füße und weiße Kittel. Noch mehr laute Stimmen, die vergeblich versuchen, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Unmöglich. Das Chaos gewinnt.

Neben mir rennt ein Mädchen mit Glatze, und ich weiß nicht, ob ich es mir in der allgemeinen Panik nur einbilde, aber ich glaube ein breites Grinsen über ihr Gesicht huschen zu sehen, während sie mir einen Seitenblick zuwirft und dann

unheimlich schnell an mir vorbeispurtet. Eine Rauchwolke verhindert meine Sicht. Der Strom von schreienden Stimmen wird zu einem saugenden Strudel. Meine Füße rennen einfach weiter, sie wissen nicht, in welche Richtung. Immer mit dem Strom. Plötzlich gleitet meine Ferse über eine Kante. Ein Abgrund. Ich stürzte und ich bin von noch größerer Ungewissheit umgeben. Falls meine Sinne je existierten, so sind sie nun endgültig eliminiert.

(...)

Erster Akt

Und da. Da ist noch einer. Die sind doch alle komplett übergeschnappt. Warum bin ich hier? Da steht zum Beispiel ein Mann. Auf den ersten Blick mag einem nichts Besonderes an ihm auffallen. Doch da. Sein Grinsen. Er bleckt die Zähne, die alles andere als gepflegt sind und seine Augen quellen rot hervor. Er verdreht sie. Schnell schaue ich woanders hin, doch zu spät. Er hat mich im Visier. Ich muss weg und zwar schnell. Er will mich töten, er spekuliert auf Menschenfleisch. Schon stürzt er hervor und versperrt mir den Weg. Seine Blutaugen sind nur noch Millimeter von meinen entfernt, und ich bereite mich innerlich auf den tödlichen Biss vor. Wahrscheinlich will er ein Stück Hals, der ist schön weich. Aber den brauche ich noch. „Bitte keinen Hals. Nehmen sie die Wade, auf die kann ich verzichten, aber machen Sie schnell, ich kann kein Blut sehen“, sage ich in meiner Verzweiflung.

Der Mann mit den blutunterlaufenen Augen starrt mich nur an und sagt: „Blah“. Seine Stimme ist so plärrend, dass ich die Hände vor die Ohren reiße. Kein Wort bringe ich heraus. Ich hatte mir den ersten Morgen in diesem weißen Haus irgendwie anders vorgestellt. Ich hatte gehofft, ein stärkendes Frühstück zu mir nehmen zu können, ein wenig die Gegend zu erkunden, um meinen Bewusstseinszustand aufzufrischen bevor sich herausstellt, dass das hier alles nur ein großer Irrtum ist, und ich ganz schnell wieder in mein gewohntes behagliches Umfeld versetzt werde.

Hilfe.

Was ist das, mein behagliches Umfeld?

Nun stellt sich zu allem Überfluss heraus, dass ich es

noch nicht einmal zum Frühstück schaffen werde, weil just in diesem Augenblick ein ausgehungertes Kannibale beschlossen hat, *mich* zum Frühstück zu verspeisen.

Na toll, denke Ich mir. Dann sterbe ich.

Hier und jetzt.

Überhaupt kein Problem, ich weiß ja sowieso nicht, was hier vor sich geht. Meine Augen sind geschlossen und das schon eine ganze Weile, wie mir scheint. Ich könnte sie ja etwas öffnen, nur so, zum Zeitvertreib, um zu sehen, wann genau sich die verfaulten Zähne in mein zartes Fleisch graben...

Was ist das?

Der Kannibale ist weg. Einfach weg. Spurlos verschwunden.

Gibt es einen Gott?

Leicht misstrauisch folge ich den Schildern Richtung Speisesaal, wobei ich kritisch beäugt werde von fahlen Wesen in weißen Umhängen. Verständlich. Es muss schon etwas verdächtig aussehen, einfach so in den Speisesaal zu marschieren.

Im Speisesaal angekommen, blicke ich mich um. Der Kannibale ist nirgends zu sehen. Ein Elefant gibt Essen aus. Er verteilt es großzügig unter der Meute. Vorsichtig geselle ich mich an einen Tisch zu einem Grüppchen, das recht harmlos wirkt.

Plötzlich überkommt mich eine außerordentliche Woge der Ruhe. Sie betört mich, ich bin ruhig, ganz ruhig. Ich atme ein und merke, dass selbst die Luft stehen zu bleiben scheint. Ich atme wieder aus.

Gelassen suche ich nach dem Ursprung dieser überirdischen Langsamkeit, und er sitzt genau neben mir. Er *muss* es sein. Ein Jemand, der in vollkommener Lieblichkeit und Stille seine Suppe löffelt. Dann legt er den Löffel ab. In Zeitlupe. Man hört nichts. Ich schaue einen Stummfilm, der ganz allmählich abgefahren wird, damit man auch ja nichts verpasst. Nur für mich. Ich achte auf jedes Detail. Seine Finger schweben einen Moment ganz ruhig über dem Löffel, dann gleiten sie sanft auf die Tischplatte und verweilen dort. Sie ruhen dort für die Ewigkeit.

Keine Eile. Kein nichts.

Ich kann meinen Blick nicht lösen, der Anblick der ruhenden Hand ist einfach zu schön. Dann schließlich hebe ich ganz langsam den Blick und sehe sein Gesicht. Die Mundwinkel strahlen nichts als Zufriedenheit aus. Die rundlichen Wangen sind von vereinzelt Fältchen geziert, und die Augen schauen klar in die Ferne. Dort sehen sie die Unendlichkeit.

Eine Welt ohne Zeit?

Und plötzlich bin ich mir sicher, dass dieser Jemand allwissend ist.

Der Allwissende ist einer von ihnen.

Diese Erkenntnis kommt mir einige Tage später, als jegliche Missverständnisse beschließen, sich als aufgeklärt zu beschreiben.

Aber sie sind meine letzte Rettung. Sie helfen mir dabei, genau das zu sehen, was ich schon immer wusste, aber noch nie anzuschauen gewagt habe. Genau wie jeder weiß, dass es eine Sonne gibt, die uns am Leben hält, so kann doch niemand in sie schauen. Doch manchmal schaut man in die Sonne, und vielleicht sieht man weniger als zuvor.

Wer genau sie waren, das soll ich noch früh genug erfahren.

Wir stehen alle in einer Reihe. Warum?

„Weil heute Donnerstag ist“, sagt eine Frau in Weiß. Sie trägt eine große Brille und auf ihrer Brust prangt ein Schild mit der Aufschrift: *Dr. Richter, Psychotherapeutin*. Was für ein Glück, dass sie da ist. Sie sagt uns, was wir zu tun haben. Aber ich muss mich doch nicht in eine Reihe aufstellen... Da dreht sich ein Wesen vor mir um und blinzelt mir zu. Das Wesen ist kahl geschoren, aber das Lächeln ist schön. „Nicht gut, oder?“, sagt das Wesen. Es hat eine Frauenstimme. Ich kann nur glotzen. Noch einmal verzieht sich der breite Mund zu einem geradezu schelmischen Grinsen und zeigt dabei große, helle Zähne. Die Augen sind von einem so durchdringenden Blau, dass ich das Gefühl habe, mein Gegenüber könne mich damit durchleuchten. Sie scheinen ihr einen Einblick auf das zu gewähren, was hinter meiner Stirn vorgeht. Doch bevor ich befürchte, auch sie könne allwissend sein, huschen die hellen Augen auch schon wieder woanders hin. Das Gesicht sieht sich hektisch um, schneidet eine außerordentliche Grimasse, ein Mundwinkel zieht sich erstaunlich weit nach oben. Dann beäugen mich die Augen wieder, diesmal aus kleinen Schlitzern. Sie stellen eine Frage. Und ich muss mich dieser Frage stellen, ja, das muss ich.

„Nein, ich empfinde das grade auch als gar nicht so gut“, sage ich und überlege, ob es stimmt, was ich da von mir gebe.

Aber irgendwie ist es wahr.

Ja, es ist wahr, das hier ist grade nicht so gut. Die Kahlköpfige blinzelt mir erneut zu, kraust ihre sommersprossige Nase, und dann bricht sie aus.

Sie bricht aus der Reihe aus.

(...)

Ich renne in das nächste Badezimmer. Auch hier ist alles weiß. Weiße Wände, weiße Decke, weiße Fliesen. Das eiskalte Wasser, das über meinen Kopf strömt tut wohl. Es strömt und strömt sanft und doch hart und kühl über meine Kopfhaut. Das Strömen ist angenehm beruhigend und für einen Moment sitze ich an der Quelle. Über mir biegen sich Kastanienbäume im Wind. Die Quelle rauscht und das Wasser saust unter mir hindurch. Meine Faust schließt sich um grünes, saftiges Gras. Es riecht nach Moos. Ich öffne die Augen. Ein Knarren. Ich sehe vergilbtes Porzellan. Sofort rinnt mir Wasser in die Augen. Der Ton dieser Welt wird wieder angedreht.

Ich hebe meinen tiefend nassen Kopf empor und betrachte mich im gesprungenen Spiegel. Es scheint, als hätte ich zwei Köpfe. Hinter mir kommt etwas aus einer Kabine. Es ist ein Mann mit Holzgesicht, der mir schon im Speisesaal aufgefallen ist. Er kommt ganz nah an mich heran, bis wir uns im Spiegel beinahe berühren. Ich kann ihn spüren, während meine nassen Haare mein Hemd durchweichen. Seine Stimme raunt mir folgende Worte ins Ohr: „Heute Nacht. Fünf nach eins. Wartezimmer. Und verhalte dich ruhig.“

Ich verstehe alles, doch was mich am meisten stört, ist das Wartezimmer. Warum ausgerechnet das Wartezimmer.

(...)

JANINA SCHRECKENBERGER

Wanderer

Ich atme nicht. Unruhe quält mich. Heftig wie nie. Ein Blick aus dem Fenster. Schnell. Es regnet. Ich versuche die Tropfen zu zählen, aber sie haben sich gegen mich verschworen. Es sind zu viele. Ich atme wieder. Meine Unruhe ist nicht erstickt. Ich höre Hintergrundmusik. In meinem Kopf. Vielleicht. Rhythmisch. Ich summe mit, schaue wieder aus dem Fenster. Die Tropfen sind jetzt gar nicht tropfenförmig. Eher wie lange, nasse Regenwürmer. Es heißt, es regne Bindfäden. Aber die habe ich noch nicht gesehen, so angestrengt ich auch aus dem Fenster starre. Nur diese nassen Regenwurmtröpfchen, die auf dem Boden zerplatzend, wie kleine Tiere in alle Richtungen wegspringen und dann irgendwo im Rest verschwinden. Eine Art Metamorphose. Ovid hat seine Freude daran. Die Unruhe kommt wieder. Diesmal heftiger. Ich will hier nicht bleiben. Regenwurmtröpfchen zählen. Deswegen stehe ich auf. Die Unruhe hat mal wieder gesiegt. Irgendwo über mir leuchten Regentropfen wie tropfende Sterne. Ich gehe gleich ohne Schuhe. Würde sie doch eh nur wieder weg-schmeißen. Ich nehme auch sonst nichts mit. Ich vergesse es später. Dann lieber gleich. Aufbrechen ist ein großes Wort. Es gefällt mir nicht. Ich mag die Worte lieber klein und ruhig. Aber Abschied nehmen ist noch größer und unangenehmer. Es liegt schwer und dick auf der Zunge. Schmeckt pelzig. Und bitter. Ich gehe einfach nur. Das ist angenehm. Draußen die Straße. Sie ist nass. Das war sie nicht, als ich herkam. Und lange ist das auch nicht her. Die Unruhe ist in meinem Blut. Ein hellgrauer Regenschirm. Er ist der bunteste, den ich heute entdeckt habe. Ich laufe, bis es trocken ist. Mit der Trockenheit kommt Sonne. Sie setzt sich golden in die blassen, jadegrünen Gräser am Wegesrand. Heute hat sie Feuerwelten für den Himmel mitgebracht. Orange und Rot und Gold und Zitronengelb. Und dahinter ist Türkis, wie das Meer. Der Boden unter meinen Füßen steigt mit unsichtbaren, irisierenden Nebeln auf. Ich kann ihn riechen. Jetzt atme ich umso mehr. Der Boden schleicht durch meine Lunge direkt in mein Herz. Er bittet mich. Ich lege mich auf den warmen Asphalt. Grau zwischen Gold und Türkis, wie das Meer. Ausgestreckt höre ich sehr genau hin. Er flüstert, damit nur ich ihn verstehe. Hinter vorgehaltener Hand. Er flüstert vom Meer. Ich drehe mich auf den Rücken zum Himmel. Lausche dem Boden. Über mir funkeln in der goldenen Luft Insekten mit Sternen um die Wette. Die Sonne steht am Horizont, streckt die Hand aus. Wartet auf mich. Ich entschuldige mich. Stehe auf. Lasse den Boden zurück. Nehme ihn mit. Folge der Sonne. Irgendwo träumt je-

mand. Der sanfte Duft schöner Träume hängt in der Luft. Sie ist mit pastellblauen Erinnerungen gefärbt. Meine Unruhe ermahnt mich weiterzugehen. Es bleibt hell. Die Sonne hat versprochen, bei mir zu bleiben. Zumindest für eine Weile. Vielleicht, hat sie gesagt, bis morgen. Oder übermorgen. Das weiß sie noch nicht so genau, sie will sich nicht festlegen. Ich will sie nicht festlegen. Ihre Gesellschaft ist auch so angenehm. Die Straße sagt meinen Füßen, wo sie langgehen sollen. Sie gehorchen, ohne mich zu fragen. Ich tue nur kurz verärgert. Eigentlich stört es mich nicht. Ich will nur gehen. In meiner Hosentasche ist eine alte Photographie. Ihre Farbe trägt den schönen Namen Sepia. Sepia ist alt und genau deswegen schön. Sie schmückt den Mann auf dem Bild. Ich kenne ihn nicht, aber ich mag seine Stimme. Ich habe die Photographie irgendwo gefunden. Vielleicht in einem Buch mit lauter kleinen Wörtern. Ich mag, dass es so war. Oder auch nicht. Ich mag es trotzdem. Ein Gedicht leistet der Photographie Gesellschaft. Ich glaube, sie kennen sich. Die Sonne hat die bunten Tücher des Abendrots aufgehängt. Ich laufe zwischen ihnen. Ein wenig wehen sie. Der Wind schaut, was ich mache. Sanft bläst er mir in den Rücken. Sein Atem riecht nach Sand und Meer und Sommer und Gräsern mit funkelnden Insekten. An einer Wand lehnt eine Leiter. Die Wand ist aus rauem Sandstein. Der Wind klingt. Jeder Moment hat einen anderen Klang. Dieser ist zart und wie eine Seifenblase. Sie zerplatzt nicht, als sie die Steine berührt. Ein alter Mann steht auf der Leiter. Er schreibt. Vielleicht ist er der Mann von meiner Photographie. Ich frage ihn aber nicht. Er schreibt mit schillernden Farben. Seine Schrift ist schön. Er schreibt das Gedicht aus meiner Hosentasche.

„Wanderer, deine Spuren
sind der Weg und sonst nichts;
Wanderer, es gibt keinen Weg,
Weg entsteht im Gehen.
Im Gehen entsteht der Weg,
und schaust du zurück,
siehst du den Pfad,
den du nie mehr betreten kannst.
Wanderer, es gibt keinen Weg,
nur eine Kielspur im Meer“
(Antonio Machado)

Ich schaue ihm zu, während er schreibt. Das Gedicht in meiner Hosentasche bewegt leicht die Flügel. Zittert wie ein Schmetterling. Ich fange es in einer Hand, bevor es wegfliegen kann. Der Alte schaut auf meine Hand. Es ist so viel Sehnsucht in den Zeilen, sagte er, pass auf es auf, sonst verliert es sich. Ich würde gerne mit ihm verloren gehen. Habe auch ein bisschen Sehnsucht. Das Gedicht zittert wieder, aber es will bei mir bleiben. Der Wind bläst es neckisch an. Ich lache. Der Alte winkt, als ich von ihm fortgehe. Ich sehe ihn nicht und winke zurück. Der Wind bleibt, aber die Sonne geht. Sie ist müde. In der Ferne schillert das Gedicht in der tintenblauen Nacht. Weder die Sterne noch die Insekten können mithalten. Melancholisch blicken sie auf mich und das Gedicht in meiner Hand. Der Mann auf der Photographie singt. Das tut er gerne. Der Wind mag seinen Tenor und singt mit. Ich atme Klarheit. Denke nicht an den Regen, vor dem ich weggegangen bin. Tue es dann doch. Der Wind lacht. Er sagt, er mag den Regen. Er ist so kühl. Aber nicht immer. Noch immer sind Insekten unterwegs. Sie funkeln jetzt silbern wie das Mondlicht. Im Hintergrund strahlt das Gedicht über die Ebene. Ich stelle mir vor, dass meine Haut so hell strahlt wie das Gedicht, meine Haare so blau sind wie die Nacht. Der Wind spielt neckisch mit ihnen. Er ist gerne neckisch. Meine Haare sind lang. Sie wehen mir ins Gesicht. Ich streiche sie nicht weg. Das Gedicht in meiner Hand ist eingeschlafen. Zirpt leise Schnarcher in die Nacht. Behutsam stecke ich es zurück in meine Hosentasche. Zu dem Mann, der jetzt auch ruhig ist. Damit ich mich nicht langweile, während ich laufe, rezitiert der Wind. Manchmal ist es schön. Manchmal redet er Unsinn. Dann würde ich ihn gerne schlagen. Er lacht aber nur und ich muss mitlachen. Ein Baum grüßt uns huldvoll, als wir an ihm vorbeigehen. Andere machen es ihm nach. Der Wind kann die Finger nicht von ihnen lassen. Zupft sie. Raschelt. Lässt sie schwingen. Sie sind nicht ärgerlich. Schon mal über das Ankommen nachgedacht, fragt mich der Wind. Ich schüttle den Kopf. Meine Strähnen tanzen. Ankommen geht ganz leise, denke ich und schließe die Augen.

LARENA SCHWARZZENBERG

Selbstfindung

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ich Gott traf, wobei der Tag auch eine Nacht, nur eine Minute oder Sekunde gewesen sein könnte. Ich habe nie versucht, es herauszufinden, weil diese Begriffe für mich an Bedeutung verloren haben. Ich erfuhr später, dass sich während meiner Abwesenheit mein Wohnungsnachbar, ein durch und durch gläubiger Mensch, erhängt und meine Freundin es mit einem anderen getrieben hatte. Diese beiden Ereignisse hätten mir vielleicht, wenn ich versucht hätte, darüber nachzudenken, Aufschluss geben können, über die Dauer meines Besuches bei Gott. Andererseits entschieden sich auch diese beiden Ereignisse wie so vieles andere, nur innerhalb einer einzelnen Sekunde. Nur von einem Augenblick hingen sie ab und inzwischen bin ich einer der Letzten geworden, der diesen Umstand in Frage stellen würde.

Natürlich, dass all das zum selben Zeitpunkt passierte, mag einem seltsam vorkommen, doch genau genommen ist es das nicht. Solcherlei Dinge geschehen in jedem Augenblick auf unserem Planeten und vielleicht auch anderswo. Sie sind genauso alltäglich wie das konspirative Männerlachen über die Eroberungen vergangener Nächte, weibliche Resignation angesichts überteuerter Konsumgüter, die abgestandene oder stickige Luft des Lebens, die jeder von uns auf seine ganz eigene Weise verachtet und beinahe so alltäglich wie meine Selbstgefälligkeit, eine Selbstgefälligkeit, die ich über Jahre liebevoll gesammelt, genährt und gepflegt und dank harter Arbeit zu ihrem Höhepunkt gebracht habe. Ich dachte bis zu jenem Moment, dass ich über das Leben und die Liebe alles gelernt hatte, was es zu wissen gab. Bedauerlicherweise war ich mit meinen Erkenntnissen damals vermutlich wirklich dichter an der Wahrheit, als ich es heute bin, auch wenn ich weit davon entfernt war, alles zu wissen.

Nun jedenfalls traf ich auf Gott, und ich erzähle das, weil ich Anspruch auf den Ruhm einer solchen Begegnung erhebe. Wie genau es dazu kam, kann ich nicht sagen, er konnte es im Übrigen auch nicht, aber plötzlich standen wir voreinander, von einer anfänglichen Verlegenheit etwas aus der Ruhe gebracht, und ich grinste blöd. Das Einzige, woran ich mich noch erinnern konnte, war dieser hell leuchtende Stein, den ich mitten auf meinem Weg hatte liegen sehen, die Hände tief in meinen Manteltaschen vergraben. Ich hatte nicht gewagt, ihn anzufassen, zumindest glaube ich, dass ich es nicht tat, ich hatte ihn einfach nur angesehen, weil er so viel Wärme ausstrahlte. Und dann, ganz plötzlich, hatte ich Gott gegenüber gestanden. Ihm war das Ganze sichtlich pein-

lich, aber er stellte keine Fragen, genauso wenig, wie er Antworten gab. Überhaupt sprach er recht wenig. Diese Verschwiegenheit war mir sympathisch, denn mich selbst konnte ich nicht unbedingt einen guten Zuhörer nennen. Statt ihm Anregung zu einem Gespräch zu geben, sah ich mich um, denn da ich schon einmal hier war, wollte ich auch sehen, wie Gott lebte, wie er sich eingerichtet hatte. Sein riesiger Balkon zog als erstes meine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht schnell genug konnte ich die beiden Flügeltüren aufstoßen, um ihn zu betreten. Was mich auf der anderen Seite dieser beiden Türflügel erwartete, scheint mir schwerlich in Worte zu fassen zu sein. Der Balkon selbst erinnerte mich in Farbe und Gestalt an die Wurzeln eines großen Baumes, die sich ineinander verschlungen hatten und geradezu irrwitzige Wege kannten. Auf dem Geländer des Balkons lag, ganz so, als wäre es ein Teil dieser Wurzelkonstellationen, ein Fernglas. Es war von einem majestätischen Gold, hatte aber sonst nur sehr wenig Königliches an sich. Es war klein, stumpf und kurz, und ich weiß noch, wie ich mich fragte, wozu es wohl dienen sollte. Der Grund für diese Frage bestand ganz einfach darin, dass sich direkt hinter den Flügeltüren, dem Wurzelbalkon und dem Fernglas die Unendlichkeit ausbreitete. Sie war überall. So unglaublich es klingen mag, aber von diesem Balkon aus konnte man das ganze Universum überblicken. Meine Augen flackerten von dem Funkeln der unzähligen Sterne, und als ich meinen Kopf ein Stück nach rechts wandte, sah ich sogar meinen Planeten, die Erde, was mich zu dem Schluss brachte, dass wir uns dort nicht mehr befinden konnten, Gott und ich. Ich betrachtete die Erhebungen, Vertiefungen der Erde, die Wolken und Gewässer. Das Meer sah viel dunkler aus, als auf den vielen Abbildungen, die ich von der Erde kannte. Irgendwie fleischig.

Das also war es, was die Astronauten gesehen hatten, als sie einen Abstecher auf den Mond gemacht hatten. Mir fiel der Hund ein, den die Sowjets damals ins All geschickt hatten. Selbst der hatte das hier lange vor mir sehen dürfen. Spürbar breitete sich der Neid in mir aus. Wer hätte gedacht, dass ich, gerade ich, auch nur für einen kurzen Moment auf einen Hund hätte neidisch sein können? Glücklicherweise fiel mir weiterhin ein, dass der Hund dieses Manöver nicht überlebt hatte. Das beschwichtigte mich.

Mein Blick zeichnete sorgfältig jeden Lichtpunkt vor mir nach, meine Augen versuchten, jede gleich bleibende Einzelheit des Firmaments in sich aufzunehmen.

Plötzlich erinnerte ich mich daran, dass ich als klei-

ner Junge unbedingt Raumfahrer hatte werden wollen oder wenigstens Sternenforscher. Ich hatte es nicht einfach nur gewollt, ich hatte es mir mit der ganzen Intensität eines Kinderherzens ersehnt. Jeden Abend oder wenigstens dann, wenn gerade nicht die Sesamstraße lief, also samstags und sonntags, hatte ich mit großen Augen den Himmel über mir angesehen und versucht mir vorzustellen, wie es wohl war, mit den Sternen zu fliegen. Ich hatte mir vorgestellt, wie ich an meinem sechzehnten Geburtstag - denn mein Vater hatte meinem Bruder gesagt, dass man mit sechzehn ein Mann sei - eine Rakete bauen und einfach losfliegen würde. Ich hätte weder eine Karte, noch einen Höhenmesser gebraucht, denn es gab nur eine Richtung. Ich hatte mir ausgemalt, wie ich die Sterne, die nicht so hell wie andere leuchteten, putzen würde, weil ich für Gleichberechtigung war, und wie ich mit Außerirdischen Freundschaft schließen würde, weil ich die Unterschiedlichkeit der Kulturen befürwortete.

Wie hatte ich all das nur vergessen können? Wie hatte ich all das eintauschen können für ein Leben, wie ich es heute führte? Ich stockte bei diesem Gedanken, denn mit einem Mal wusste ich überhaupt nicht mehr, welches Leben ich führte, welchem Beruf ich nachging und was mir wichtig war.

Ich bemerkte Gott erst, als er direkt hinter mir stand, aber ich nehme an, darüber darf man sich nicht wundern. Gott ist sicher furchtbar gut darin sich anzuschleichen. Er ist sicher furchtbar gut in allem. Seine Stimme war weder raumerfüllend noch besonders tief oder durchdringend, so wie man es sich vorstellen würde. Sie war eher geschäftig, leise, ein wenig rissig und überraschend hoch. Und obwohl sie so natürlich war, ließ sie mich aufschrecken, und wie ertappt drehte ich mich um. Erst jetzt bemerkte ich die salzigen Tränen, die über meine Wangen liefen. Kindertränen. Peinlich berührt wischte ich sie schnellstmöglich mit dem Handrücken fort. Ich hatte seit meinem zwölften Lebensjahr nicht mehr geweint, es einfach nicht mehr getan. Auch bei dem Begräbnis meiner Mutter nicht. Vielleicht hatte ich es verlernt und es hatte diesen ernüchternden, allumfassenden Anblick gebraucht, um wieder zu wissen, wie es ging, das Weinen. Gleichzeitig fühlte es sich so neu an, dass es mir unaussprechlich unangenehm war, besonders vor jemandem wie Gott.

Er war unsagbar verständnisvoll und machte uns beiden einen Kakao. Seine Couch war bequem, wir unterhielten uns gut und dachten gemeinsam über das Problem nach, niedrige Realität in hohe Kunst zu verwandeln. Ich bemerkte, dass

diese Realität manchmal wie eines jener Theaterstücke ist, deren Ende man erst gewahr wird, wenn die Zuschauer klatschen. Oder wie etwas ganz Kleines, das ins Wasser fällt und erst entdeckt wird, wenn es immer größer werdende Kreise ins Wasser malt. Er fand das sehr geistreich. Während unserer Unterhaltung ließ ich meinen Blick immer wieder interessiert durch das Zimmer streifen, bis er schließlich an einer Bibel hängen blieb. Sie stand auf einer Fensterbank und war ungefähr in der Mitte aufgeschlagen, vielleicht auch nur, damit sie nicht umkippte. Unwillkürlich fragte ich mich, an welcher Stelle sie aufgeschlagen war. Die Antwort auf diese Frage schien für mich in diesem Augenblick eine geradezu mystische Bedeutung zu haben. Ich hatte das Gefühl, sie könnte mein Leben verändern, aber ich hätte es für unhöflich gehalten, wäre ich nun aufgestanden und hätte nachgesehen. Gott sah natürlich, was mein Interesse geweckt hatte und wirkte belustigt. Er erklärte mir, beinahe entschuldigend, dass er nach all den Jahrhunderten endlich auch einmal dieses Buch hatte lesen wollen. Das Thema stimmte ihn aber auch sichtlich ernster. Noch immer wusste er nicht, wie es dazu gekommen war, dass ich hier plötzlich bei ihm saß, und es machte ihn nachdenklich. Ein letztes Mal versuchte er mir einzureden, dass alles, was ich in diesem Augenblick erlebte, nur meiner Fantasie entsprungen und reine Imagination war. Ich antwortete ihm, dass mir das gleich wäre, der Kakao sei zu gut, um sich darum zu scheren.

Er nickte nur, weiterhin in Gedanken versunken, und stand schließlich auf, weil er mir, wie er sagte, etwas von großer Bedeutung zeigen wollte.

Neugierig geworden folgte ich ihm in sein spärlich beleuchtetes Arbeitszimmer. Meine Bewegungen fühlten sich dabei animalisch an, und ich erinnere mich noch daran, wie ich mich darüber wunderte.

In der Mitte des kleinen Raums stand etwas, das genauso groß war wie ich, jedoch von einem beißend hellen Leinentuch verdeckt wurde. Gott enthüllte das Objekt ohne große Umschweife, meine Kinnlade klappte geräuschvoll nach unten, und ich tat unbewusst einen Schritt zurück. Vor mir stand ein Mensch. Ein sehr durchschnittlich aussehender, nackter Mensch. Das Gesicht meines Artgenossen war auffallend natürlich.

Ich stand wie erstarrt, denn ganz deutlich hatte ich gesehen, dass Hinterkopf und ein Teil des Rückens dieser Figur geöffnet waren. Stolz, wie ein werdender Vater, ging Gott um den Nackten, der mit ausdrucksloser Miene nach

vorne starrte, herum. Dies, so erklärte er mir, sei sein neuestes Projekt. Er sei mit seiner Arbeit noch lange nicht fertig, aber eines Tages würde dieses Exemplar vor mir den perfekten Menschen darstellen. Keine leichte Aufgabe, selbst für ihn, gewiss nicht, aber längst überfällig, und wer hätte diese Arbeit schon übernehmen können, wenn nicht er? Er lächelte, und dieses Lächeln galt nicht mir. Gott griff in den Kopf des Menschen, um mir dessen Inneres zu zeigen. Unzählige kleine Schaltkreise und Mechanismen reihten sich hier auf, griffen ineinander und vervollständigten den Eindruck eines sehr komplexen Systems. Besonders eine Schraube stach aus diesem Bild der vollkommenen Schönheit heraus, sie saß etwas locker, wie ein Menetekel zukünftiger Katastrophen. Mir war nach einer Zigarette.

Gott hatte das Gefühl, mir noch einige Erläuterungen geben zu müssen, vermutlich, so begann er, hätte ich ein falsches Bild von Perfektion. Er würde mit diesem Menschen nicht etwa eine Person schaffen, die perfekt in ihrer Art sein würde, sondern nur der ideale Partner der Gesellschaft. Er stockte einen Moment lang, während er mit einer Hand andächtig und voller Liebe über die klare Haut des Menschen strich. Als er fortfuhr, sprach er mehr mit sich selbst, wie ein Schöpfer, ein Künstler, der sich von seinem Publikum ohnehin unverstanden fühlt. Seine Stimme war leiser, vor Aufregung jedoch etwas holprig geworden. Ich nahm ihm das nicht übel, vermutlich hatte er nicht oft Besuch.

Mit diesem Menschen, so flüsterte er, würde er jemanden schaffen, der keine Vergangenheit kennen, dafür aber die Zukunft wahrnehmen würde. Sonst nichts. Sonst absolut nichts. Vor einem Problem allerdings würde er, Gott, stehen. Er sei der Meinung, dass seine Schöpfung gerade in dieser, in der jetzigen Unvollendung das Perfekte finde.

Alles, was Gott danach sagte, verstand ich nicht, denn der Rest seiner Ausführungen war zu einem arbeitsamen Grummeln geworden, während er bald hier, bald da an einem Schräubchen drehte oder ein Rädchen gerade rückte. Plötzlich von einer namenlosen Angst ergriffen, folgte ich jeder seiner Bewegungen, stellte ich mich wie mechanisch immer so auf, dass er mir niemals den Rücken zuwendete.

Als er sich die öligen Fingerchen leckte und ich verdrossen zur Decke starrte, wurde mir einiges klar, auch wenn mir meine Erkenntnisse fragil vorkamen.

Zurück auf der Erde, galt mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen der Frage, ob ich morgen wieder aufwachen würde.

RITA TIEMANN

Aus der Traum

Am Anfang war das einfach. Da habe ich gelegen und über mir sind lustige Gesichter aufgetaucht. Die haben dann so etwas gesagt, wie „Na, wo ist denn das Baby?“ oder haben den Kreisel, der über mir hing, angestoßen. Dann habe ich immer danach gegriffen und konnte ihn mit meinen Ärmchen nicht erreichen.

Wenig später kam dann die Zeit, in der ich gekrochen bin. Dann bin ich über den Boden gekrabbelt und lauter Hände haben nach mir gegriffen und mich wieder auf die Beine gestellt.

Dann ging alles relativ schnell und ich habe Laufen gelernt. Ich bin richtig geflitzt. Einmal bin ich regelrecht losgerannt, bin in den Hausflur und auf die Treppe zu und dann wurde zum ersten Mal alles schwarz. Als würde jemand einfach den Lichtschalter umlegen. Klick.

Dieses Erlebnis hatte mich verängstigt, ich verstand es nicht und hatte jedes Mal panische Angst, das gleiche könnte wieder geschehen.

Es geschah wieder, als sie in der vierten Klasse war. Dann saß ich auf einem Stuhl und hatte vor mir ein Papier mit einer klaffenden roten Vier. Die Lehrerin sagte, dass ich es so nicht aufs Gymnasium schaffen würde. Dann kam ich nach Hause und ihre Eltern sagten mir wie enttäuscht sie von mir wären und schickten mich aufs Zimmer. Sie wachte auf und es wurde wieder alles schwarz.

Das war das erste Mal, dass mir etwas komisch vorkam. Es wurde immer mal wieder schwarz, oft abrupt, seltener dauerte es eine Weile und um mich herum verfinsterte sich alles. Dann war ich darauf gefasst und ängstigte mich nicht. Ich konnte mir damals noch keinen Reim darauf machen.

Die meiste Zeit erlebte ich schöne Dinge. Zum Beispiel als ich lernte, was ein Flugzeug ist oder was Amsterdam ist oder Paris oder Boston. Da habe ich auch gelernt, was Englisch ist. Ein Mann kam zu mir und fragte „How are you?“, ich antwortete mit „fine“, wir wechselten ein paar Worte und ich stellte fest, dass ich keine Ahnung hatte, was Englisch eigentlich ist. Ich beherrschte es, ohne es zu kennen.

Später dann, sie muss so in der sechsten Klasse gewesen sein, stellte ich mich auf dem Schulhof zu ein paar Freunden. Niko kannte ich noch von früher. Ich hatte ihn schon öfters gesehen. Er war dunkel gekleidet, seine Freunde um uns herum auch. „Wenn du cool sein willst, rauchst du die“, sagte er mit seiner butterweichen Stimme. Ich nahm einen Zug und noch einen weiteren, und als der Joint aufgeraucht war, hing ich über der Kloschüssel und kotzte. Niko und seine Freunde rannten natürlich weg, als die Lehrerin kam. Zu Hause schüttelten ihre Eltern mit den Köpfen und schimpften, dann wurde wieder alles schwarz.

Ich beruhigte mich einige Minuten. Gras. Hasch. Marihuana. Cannabis. Wieder wusste ich, was es war. Aber woher? Warum zur Hölle wusste ich, wie man ein Feuerzeug benutzt, ich hatte so was noch nie in der Hand. Woher kannte Niko mich eigentlich, ich hatte ihn noch nie gesehen; woher kannte ich ihn? Ich wurde panisch. Das hielt dann auch eine Weile so an.

Als sie so fünfzehn war, fingen ihre Eltern an zu streiten, sie träumte davon. Anfangs ein wenig, später flogen sogar Tassen. Einmal stand ich in der Wohnzimmertür und hörte ihre Mutter schreien „Du kannst sie doch nicht aufs Internat schicken, dadurch wird doch auch nichts besser!“, er schrie zurück „Jetzt tu nicht so, als wäre es meine Schuld, weil du ihr nie was verbieten kannst, nimmt sie Drogen und ist fett“. In dem Moment war es für mich, für sie, als fiel ein Vorhang. Ich drehte mich um und ging. Niemand sah mich.

Dann wurde es schlimm. Ich lebte auf einmal in einer kleinen Wohnung und wusste wieder - keine Ahnung, woher -, dass sie in Belgien war. Die Wohnung war klein und schäbig, stank und war fast nicht möbliert. Ich stand immer wieder vor dem Spiegel und starrte mich an. Vorher hatte ich noch nie in den Spiegel gesehen, so was noch nicht einmal besitzen. Jetzt tat ich es fast täglich und was ich sah, schockierte mich. Ich war aufgedunsen und widerlich, hatte schlechte Haut und faulige Zähne und je länger ich in den Spiegel sah, desto extremer schien alles zu werden. Mein Doppelkinn wucherte regelrecht vor sich hin. Irgendwas in mir schrie danach, sich den Finger in den Hals zu schieben.

Stattdessen drehte ich mich jedoch um und setzte mich in

die Wohnung, in irgendeine Ecke und wartete, bis was passierte, denn irgendwas passierte immer.

Einmal konnte ich die Stimme in mir nicht mehr ertragen, ich schrie den Spiegel an, zertrümmerte ihn und kletterte ans Fenster. Früher hatte das auch immer geklappt. Ich sprang, mir wuchsen Flügel und ich flog davon.

Einmal, ich erinnere mich, saß ich in einem kleinen blauen Raum. Ohne Türen und Fenster, nur mit einem leeren Buch. Ich suchte mich abzulenken, doch es half nichts, ich war allein mit dem Ding. „Literaturwissenschaften“ stand auf dem Einband, und auf fast jeder Seite war ein anderes Gesicht eines dicken, hornbebrillten Mannes, der irgendwann mal irgendwas geschrieben hatte. Ohne viel nachzudenken, nahm ich das und riss eine Seite heraus. Ich leckte eine Ecke an und begann sie an die Wand zu kleben, hatte am Ende eine Tür, sogar mit Klinke. Verrückt genug, um zu funktionieren, die Tür ging auf und ich ging raus.

Der letzte Tag in Ahnungslosigkeit. Ich erinnere mich genau. Ich saß auf einem Sitz. Ein normaler Theaterstuhl. Hinter und vor mir kein Mensch. Die Lichter waren gesenkt, der Raum in ein tiefes Dunkelrot gehüllt. Nirgendwo eine Bühnencrew, nur ein riesiger Vorhang vor mir.

Ein kleiner dicker Mann, gehüllt in einen Armani-Anzug drückte sich zwischen den zwei Vorhangteilen durch, betrat die Bühne. Er bemühte sich um keine Umschweife, zog nur an einem Strick neben sich. Die Vorhänge fielen und das Konterfei einer jungen Frau erschien auf einer riesigen Leinwand. „Für ihr Buch Aus der Traum verleihen wir hier und heute Franziska Pauli den Deutschen Literaturpreis. Sie hat uns in ihrem Werk klar gemacht, wie wichtig es ist auch im Schlaf, in den Träumen, einen kleinen Mann im Ohr zu haben, der einem in schwierigen Situationen weiterhilft“.

„Ich bin also ein Traum“, flüsterte ich. Wieder wusste ich, was das war, diesmal sogar, woher es kam. Und wieder wachte sie auf und alles wurde schwarz.

NICOLE VON HORST

Auszug aus einem Romanprojekt

Sanne hatte sich zwei Wochen nicht mehr gewaschen. Wenn sie ihr Gesicht halb in die sonnige Seite des Spiegels hielt, sah es aus, als hätte sie mit dieser Hälfte auf feuchtem Sand gelegen. Ihre Haut versteckte sich unter einer rauen Schicht und konnte sich nicht zwischen Fahlheit und pickliger Röte entscheiden. Es spielte auch keine Rolle. Seit acht Tagen war sie nicht mehr vor die Haustür getreten. Ihre Morgende begannen nach durchwachten Nächten damit, dass sie in ihr Bett kroch und sich von einer zur anderen Seite rollte. Manchmal ging ihr Atem schneller, dann verschluckte sie sich daran, erschreckte an einem Gedanken und japste mit halbem Schrei nach Luft. Dann wieder machte sie sich klein, klammerte ihre Arme um die Knie und drückte diese gegen die Brust. Wenn das Licht durch die Gardinen schlich, zog sie die Decke und was sie an Kissen hatte über den Kopf. In dieser muffigen, warmen Bettenburg schlief Sanne dann erschöpft ein.

Eigentlich wollte sie nicht schlafen. Wenn ihr Vater abends gegen die abgeschlossene Tür klopfte, sie hatte den Schlüssel dreimal herumgedreht, erinnerte sie sich, warum. Der Träume wegen. Sie hatten sich verändert.

Ihr Schlaf nahm Sanne auf Irrfahrten mit. Drehte ihr leichtfüßig den Hals um. Verriet ihre Geheimnisse in gelber Götterspeise. Schickte sie auf die Suche nach dem, den sie liebte und ertränkte sie in Wäldern. Nichts fand sie. Und war sich beim Aufwachen nicht sicher, was schlimmer war: Ihm im Traum hinterhergejagt zu sein, ohne ihn erhaschen zu können. Oder ihn gesehen zu haben. Das schreiend fahle Gesicht. Die offenen Augen. Die nasse Haut und der Gestank nach Salzwasser.

Tot.

Sie flüsterte es manchmal in ihr Zimmer hinein, als ob erst im gesprochenen Wort Wahrheit stecke. Tot. Es war kein schlechter Scherz mehr.

War sie wach, blieb sie trotzdem noch liegen. Riefen ihre Eltern nach ihr, senkte sie die Lider. Sanne beschloss, nicht zu existieren und konnte zu ihrem Entschluss nur nicken. Manchmal, wenn sie länger nicht geschlafen hatte, versuchte sie sich Kaffee zu machen. Sie schleppte sich also in die Küche, holte Filter aus dem Schrank und setzte sich auf den Boden, mit dem Kopf in ihren Händen. Wartete. Kniete sich dann hin, die Ellenbogen an die Küchenplatte gehängt. Es war nicht so einfach. Andere Male war nicht mehr möglich, als es bis in die Küche geschafft zu haben. Ein Blick

auf die Kaffeemaschine, und sie bekam noch nicht mal in Gedanken alle Schritte zusammen. Sah also darauf, resignierte mit einem Seufzen und ging wieder zurück in ihr Bett. Sanne war in den letzten zwei Monaten unbrauchbar geworden. Sie hatte sich nicht mehr im Büro gemeldet, nachdem ihre Krankschreibung abgelaufen war und dachte auch nicht daran, das zu tun. Sie erhielt ihr Restgehalt für den Monat Oktober, mehr nahm sie nicht wahr.

Sannes Körper war in Zeitlupe steckengeblieben, dafür flogen die Gedanken ihr um die Ohren. Je mehr sie versuchte, sich abzulenken, umso häufiger dachte sie an Māris. Ihren Māris. Den Mann, dessen helle Locken sie eben noch, ja, gerade eben noch zwischen ihren Fingern teilte. Dem sie morgens die Brille aufsetzte, wenn sie schneller war als er. Der nicht mehr redete als nötig, aber mit Akkordeon zwischen seinen hochgekrepelten Armen laut lachte. Dachte an Māris, den Schwimmer. Schwimmer?

Einmal, nach dem Umzug aus der gemeinsamen Wohnung zurück zu ihren Eltern, kamen Māris' Eltern vorbei, wollten nach ihr sehen. Sie meinten es gut, das wusste Sanne, und luden sie zu sich ein, aber sie konnte ihren Blicken nicht standhalten.

Ein paar Mal riefen sie auch an, das konnte Sanne an der Nummer erkennen. Sie ging nicht ran. Was hätte sie sagen sollen? Kopfschmerz pochte Ich-bin-schuld in beständigem Rhythmus gegen ihre linke Schläfe. Wegen mir ist ihr Sohn tot. Wenn ich nicht wäre, er würde noch leben. Sanne stammelte in Gedanken, etrug die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit der beiden nicht.

Es gab auch Tage, da wachte Sanne morgens auf. Tage, die den nächtlichen Traum in Vergesslichkeit versteckten. Tage, die sie mit gerade soviel Stärke versorgten, dass sie es schaffte, sich auszuziehen und den Wasserhahn Richtung rot zu drehen. Ihre Beine ins heiße Wasser zu halten und den Rest des Körpers nachzuschieben. Dann ging alles schon viel besser. Dann frühstückte sie mehr als rohe Toastscheiben. Dann bekam sie einen guten Kaffee hin, mit Maschinenglückern, und warf auch das nasse Filtertütenbeutelchen in den richtigen Mülleimer. Dann öffnete sie ihr Fenster zum Lüften.

Der erste Dezembermorgen versprach so einen Tag. Es war sonnig und frisch, und sie hatte sich ans Klavier gesetzt, um zu klimpern. Auf den weißen Tasten, dorisch.

Ihre Eltern waren übers Wochenende zu den Großeltern verreist. Sanne nutzte die kühle Stille der Wohnung, räumte auf und warf weg, was sich an Papiertaschentüchern, Verpackungsmüll von Keksen und Chips um ihr Bett herum fand, räumte auch die verkrusteten Tassen in die Spülmaschine und fünf angelesene Bücher zur Seite. Sah zufrieden auf das, was sie geschafft hatte. Auf sich selbst ebenfalls, denn sie schrubbte sich das Gesicht und band, nachdem sie es gewaschen und alle Knoten ausgekämmt hatte, ihr braunes Haar zu einem geflochtenen Zopf.

Der erste Dezember, Sanne vergewisserte sich noch einmal am Küchenkalender, das war höchste Zeit, einen Adventskalender zu kaufen. Nein, zwei Adventskalender wollte sie besorgen. Einen für sich und einen, den schönsten, für Māris. Für ihn wollte sie die Türchen öffnen. Vom Sonnenschein fehlgeleitet, zog sie sich nur eine grobmaschige Strickjacke über und vergaß, sich einen Schal um den langen Hals zu wickeln.

Adventzkränze auf dem Weg in behagliche Heime, Kinder mit silbrigen Luftballons oder an der Hand von eiligen Müttern und verlockender Bratwurstduft, dort wo Menschen standen, die Einkaufsstützen am Boden, um die Wurst im Gespräch in Senfflecken zu tunken. Die Geschäftigkeit in der Innenstadt steckte Sanne an. Mit wachen Augen wanderte sie von Weihnachtsabteilung zu Weihnachtsabteilung, übersah die Dekorationen nicht und machte Halt, wo ein winterlicher Geruch ihre Nase kreuzte. Wie in jedem Jahr dauerte es Stunden, bis sie fand, was sie suchte, aber diesmal lag es daran, dass sie sich Zeit nahm. Für sich hatte sie einen dicken Schokoladenkalender, wahrscheinlich mit Tierfiguren, das Bild darauf deutete so etwas an, und für ihn einen papiernen Kalender, der eine Baumfotografie in Schneelandschaft zeigte. Māris mochte Schlichtes und sie nahm sich vor, ihm von den Bildern zu erzählen.

Dass sich der Horizont verdunkelte hatte, fiel Sanne erst auf, als sie das parfümige Kaufhaus verlies. Schneematsch forderte die Menschen auf der Straße dazu auf, ihre Regenschirme auszupacken und machte ihnen bei Zuwiderhandlung die Haare nass. Die breiten Flocken wurden bei der Berührung mit der heißen Kopfhaut der Leute unsichtbar, verflossen zwischen ihren Strähnen und schlichen sich in ihre Nacken. Sanne fror. Der Winterwind wehte ihr feucht durch die Maschen. Sie hielt sich ihre Plastiktüte vor den Bauch und senkte ihr Gesicht aus der Angriffsrichtung des Windes.

Stattdessen kroch er ihr unters Hemd.

Sanne wünschte sich nicht nur, sich etwas Wärmeres angezogen zu haben, sie erinnerte sich an Māris dunklen Mantel. Der Winter und er hatten im letzten Jahr Partnerschaft miteinander geschlossen. Hatte sie ihn noch? Oder... Sanne schob sich an den anderen Menschen vorbei zu einer Telefonzelle. Klemmte die flache Tüte zwischen ihre Beine und wählte mit steifen Fingern die Nummer von Aiga und Guntis. Māris Eltern waren bestimmt schon zuhause. Tatsächlich nahm Aiga ab.

„Meitene, du bist es?“

„Ja. Aiga,“ Sanne stockte, „ich weiß, ich habe lange nichts von mir hören lassen. Ich habe eine Frage.“

„Sprich, mein Mädchen.“ Seit sie einander kannten, hatte Aiga sie nur Mädchen oder Meitene genannt, lettisch für Mädchen. Es war Aigas Kosenname für Sanne.

„Erinnerst du dich an den Mantel? Als wir die Wohnung ausgeräumt haben, weißt du noch, was wir mit dem Mantel gemacht haben?“

„Welchen Mantel meinst du?“

„Māris Wintermantel, den teuren, aus schwarzer Wolle. Erinnerst du dich denn nicht?“ Sannes Stimme überschlug sich.

„Den haben wir weggegeben.“

„Weggegeben? Was heißt das?“

„Guntis wollte ihn nicht tragen. Wir hatten einen Streit. Er sagte, dass er den Mantel nicht im Haus haben will. Da habe ich ihn zum Roten Kreuz gebracht.“

Aiga seufzte.

„Bist du dir auch ganz sicher? Kannst du nicht noch mal nachsehen, bitte?“

„Ja, wenn ichs dir doch sage, Meitene, ich hab ihn nicht mehr. Aber komm doch einmal vorbei, wir haben dich lange nicht gesehen.“

„Mhm.“

Sanne verabschiedet sich hastig. Schluckte. Vielleicht war es nur ein Irrtum. Wahrscheinlich hatte sie ihn mitgenommen, und nun lag er im Keller bei ihren Eltern. Sie wollte diesen Mantel haben, sich in diesem Mantel verkriechen, wenn es kalt war. Sie wollte seine Wärme, und die Nase in ihn stecken. Sie mochte das Material und dass er Māris ernsthafteste Art unterstrich. Sanne war größer als Māris, deshalb sah es nicht ganz so lächerlich aus, wenn sie ihn trug, von den gigantischen Schultern abgesehen. Ob sie ihn

nicht wiederholen konnte? Beim Roten Kreuz nachfragen? Nicht? Ein beißendes Gefühl kroch durch ihre Nase nach oben, bahnte sich durch ihre Augen flüssig den Weg wieder nach unten. Genauso beißend in ihren Mund. Sanne krümmte sich zusammen. Sie wollte nicht nur, sie musste diesen Mantel haben. Ihn anfassen können. Mit ihren Fingern an den den Ärmelenden reiben. Die schweren Knöpfe, vier Löcher im Quadrat natürlich, auf und wieder zu knöpfen. Die Hände in die Taschen stecken. Wo letzten Winter seine und ihre Hand steckten.

Sannes Heimweg war kurz, aber lang genug, um sich eine anständige Erkältung zu holen. Lang genug auch, um sich auf der Strecke leergeweint zu haben. Sie fror nicht nur, sie war müde. Fühlte sich so matt wie der Schneeregen, der ihr ins Gesicht klatschte.

Nachdem sie mit frostrotten Fingern den Schlüssel zur Wohnung umgedreht hatte, ging sie nicht in den Keller. Sie wusste ja, dass dort kein Mantel war.

Stattdessen legte sie sich mit nasser Kleidung ins Bett und keuchte lautlos in ihr Kissen.

„Er fehlt. Er fehlt mir einfach. Ich werde ihn nicht wiederbekommen.“

Sie krümmte sich zusammen, versuchte langsamer zu atmen.

„Nie wieder anfassen können, nicht mehr über ihn streichen können. Nichts mehr.“

Die Vergeblichkeit biss ihr ein Loch in die Brust.

„Nur noch in Gedanken sehen können. Was ist das denn? Gedanken, die letzte Stufe vor dem Vergessen.“ Sich selbst verhöhrend schlief Sanne ein, nicht ohne einen Besuch im Albtraumland.

Am nächsten Morgen verhängte sie die Fenster in ihrem Zimmer mit dunklen Decken.

(...)

Alle Rechte an den einzelnen Beiträgen
liegen bei den Autoren.

Die Schreibwerkstätten open poems und open writing sind eine
Gemeinschaftsveranstaltung der Literaturwerkstatt Berlin,
des Literaturhaus Frankfurt und der Crespo Foundation.

Herausgeber: Literaturwerkstatt Berlin,
Literaturhaus Frankfurt, Crespo Foundation
Gestaltung: Patrick Koch
Druck: Druckerei Imbescheidt

Literaturwerkstatt Berlin
www.literaturwerkstatt.org

Literaturhaus Frankfurt
www.literaturhaus-frankfurt.de

Crespo Foundation
www.crespo-foundation.de

